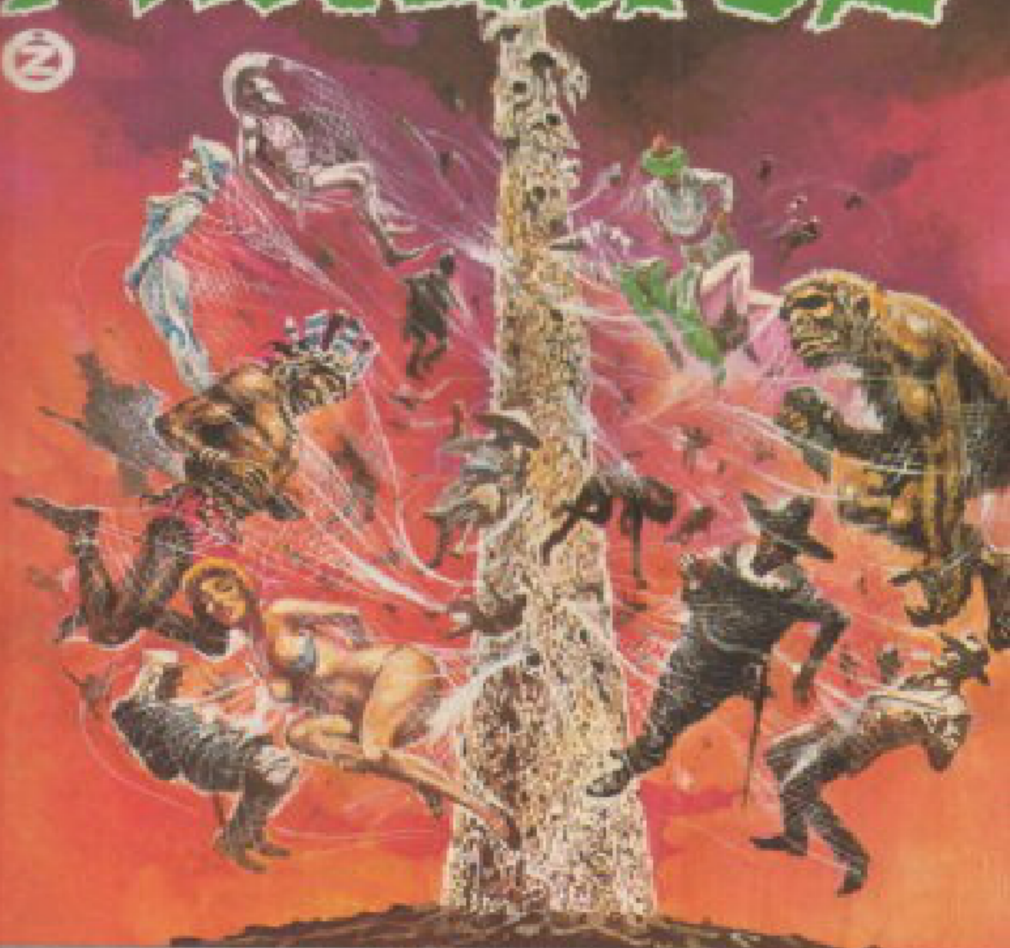
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 121

DM 1.60

Höllen Marionetten



Nr. 121

Höllenmarionetten

Susan Kelly stand allein und ging einer geregelten Arbeit nach. Von Geburt Engländerin, lebte die Neununddreißigjährige in einem achtgeschossigen Neubau am Stadtrand von Utrecht.

Susan Kelly schlief seit einiger Zeit schlecht.

Freunde meinten scherzhaft, das hinge wohl damit zusammen, daß sie zuviel allein wäre und sich nicht mit Mann und Kindern herumärgern müsse, weshalb sie abends auch nicht todmüde ins Bett falle.

Die Frau war Alleinsein und Einsamkeit gewöhnt und fand ihr Leben in Ordnung. Nicht jeder war für die Ehe geschaffen, und Susan Kelly hätte sich nicht vorstellen können, ihre Privatsphäre und ihren Tagesablauf mit einem Partner teilen zu müssen.

Sie führte die Störungen darauf zurück, daß sie wohl weniger Schlaf brauchte. Sie wurde älter.

So nutzte sie die Zeit, um in einem Buch zu lesen, wozu sie sonst nicht kam.

Das war auch so in dieser Nacht.

Susan wurde wach, schaltete die Leselampe ein und griff nach dem Buch auf ihrem Nachttisch.

Plötzlich vernahm sie ein Geräusch. Im Zimmer nebenan quietschten leise die Scharniere eines Schrankes.

Die Frau fuhr in ihrem Bett hoch, hielt den Atem an und lauschte.

Da war es wieder…

Susan Kelly schluckte trocken.

Jemand war in der Wohnung! Ein Einbrecher!

Aber trotz der Angst, die plötzlich in ihr aufstieg, war sie noch in der Lage, einen vernünftigen Gedanken zu fassen.

Sie wohnte in der vierten Etage. Die Tür war von innen verschlossen und verriegelt und auch über den Balkon war ein Einstieg unmöglich, da die Hausfassade glatt war. Außerdem lohnte ein Einbruch bei ihr nicht. Sie besaß das Notwendigste zum Leben.

Susan Kelly faßte Mut, warf die Decke zurück und schlich auf Zehenspitzen zur Tür.

Die Geräusche aus dem Nebenzimmer waren verebbt. Aber das Gefühl, daß sich eine fremde Person in der Wohnung aufhielt, wollte nicht weichen.

Schon lag ihre Hand auf der Türklinke und wollte sie herabdrücken, als die Frau in letzter Sekunde zusammenzuckte.

Die Nachttischlampe!

Wenn Susan jetzt die Tür öffnete, fiel Licht in die Diele.

Das würde sie verraten.

Susan Kelly huschte zum Bett zurück, löschte das Licht und ging dann an ihr Unternehmen heran.

Lautlos öffnete sie die Tür.

Draußen war es dunkel.

Der Einbrecher, oder wer immer sich in ihrer Wohnung befand, hatte kein Licht eingeschaltet und benutzte auch keine Taschenlampe.

Die Tür zum Wohnzimmer, aus dem die Geräusche gekommen waren, stand weit offen.

Das war nichts Besonderes.

Diese Tür war immer geöffnet.

Susans Blick ging quer durch das kleine Zimmer zum Fenster, durch das sie den sternenübersäten Nachthimmel sehen konnte. Im Zwielicht erkannte sie den runden Tisch, die beiden Sessel neben dem Fenster und die Umrisse der Möbel.

Was sie nicht sehen konnte, war der Schrank.

Er stand hinter der Tür. Die Scharniere hatten gequietscht. Das Geräusch kannte sie.

Atemlos näherte sie sich dem Wohnzimmer.

Sie verursachte kein Geräusch, um den vermeintlichen Dieb nicht zu erschrecken.

Stand er hinter der Tür und räumte den Schrank aus? Aber dann wäre etwas zu hören gewesen.

Susan Kellys Unruhe und Angst nahmen zu.

Sie spähte um die Tür und war gleichzeitig bereit, blitzschnell zuzuziehen und von außen zu schließen, um den Einbrecher zu fangen.

Die Schranktüren standen weit offen.

Herausgerissen waren mehrere Fotoalben und eine kunstvoll verzierte Pappschachtel, in der Susan ebenfalls Fotografien aufbewahrte.

Die Schachtel war geöffnet, die Bilder waren durchwühlt.

Das alles schien reichlich merkwürdig.

Fotografien? Wer interessierte sich für Fotografien?

Sie hätte angenommen, sich vorhin bei dem Geräusch geirrt zu haben, wenn die Fotoalben und die Schachtel mit den Bildern nicht aus den Schrankfächern gezerrt gewesen wären.

Die Balkontür war verschlossen, die Wohnungstür unbeschädigt.

Als Susan Kelly sicher war, daß wirklich niemand hier sein konnte, betätigte sie den Lichtschalter. Hell flammte die Deckenleuchte auf. Die alleinstehende Frau schaltete sämtliche Lichtquellen in der Wohnung ein. Die Dunkelheit verging, und ihre Angst verlor sich.

Da war niemand! Aber es mußte jemand da gewesen sein… Die Spuren seiner Anwesenheit waren unübersehbar.

Susan Kelly konnte es nicht fassen. Sie glaubte zu träumen, als sie das Durcheinander betrachtete.

Hauptsächlich Bilder ihrer Familie und aus ihrer Kindheit und Jugend waren hervorgeholt worden. Fotos, auf denen sie eine Rolle

spielte – und ihr Großvater.

Grandpa… einen Moment kamen Wehmut und Nostalgie auf.

Der alte Mann mit dem schneeweißen Haupthaar und dem dichten Vollbart, der das wettergegerbte Gesicht rahmte, war eine der Personen in ihrem Leben, die sie besonders geliebt hatte. Mehr noch als ihren Vater und ihre Mutter.

»Grandpa Bill«, wie sie ihn stets zu nennen pflegte, war eine Seele von Mensch gewesen.

Wie kein Zweiter wußte er spannend und interessant aus seinem abenteuerlichen Leben zu erzählen.

Dieser große alte Mann, der die ganze Welt gesehen hatte und mit dem sie auf zahllosen Fotos abgebildet war, gehörte mit zu den schönsten Erinnerungen ihrer Kindheit.

Im Alter von fünfundsiebzig Jahren entschloß er sich nun, mit einem Einhandsegler die Welt zu umschiffen.

Die letzte große Tat, bevor's ins Grab geht, sagte er damals, halb scherzend, halb im Ernst. Er war kerngesund und kräftig, und keiner konnte ihn von seinem Tun abbringen. Der Mann, der seine Tage in den Wäldern Kanadas bei Wind und Wetter verbracht hatte, der den Spuren der Goldsucher nachgegangen und jahrelang auf den unmöglichsten Frachtern die ganze Welt bereist hatte, wollte ein letztes großes Abenteuer erleben…

Genau dreiundzwanzig Jahre war das her. Susan Kelly war damals sechzehn, als ihr Großvater die Reise antrat und nicht mehr zurückkehrte.

Drei Monate später entdeckte man sein Schiff nahe der Bahamas. Leer… Von Grandpa Bill keine Spur.

Sein Verschwinden blieb ungeklärt. Es stand fest, daß er mit dem Wetter bis zu diesem Zeitpunkt großes Glück hatte. Auf dem bisherigen Weg hatte es keine Schwierigkeiten gegeben.

Zwei Tage vor seinem spurlosen und rätselhaften Verschwinden war von einer Küstenstation noch ein Funkspruch von ihm aufgefangen worden. Bis zu diesem Zeitpunkt war alles noch in Ordnung und der Einhandsegler offensichtlich bei bester Gesundheit.

Doch in den nächsten achtundvierzig Stunden mußte dann etwas passiert sein, was nie geklärt werden konnte. Die offiziellen Vermutungen liefen darauf hinaus, daß es dem Seefahrer schlecht geworden war und er einen Schwächeanfall erlitten hatte. Dabei mußte er dann über Bord gefallen sein.

Auf dem Segelboot fand man alles unberührt. Nichts wies auf einen Kampf hin. Alles war da. Nur Grandpa Bill fehlte…

Er war also fünfundsiebzig, als er sich stillschweigend von der Welt verabschiedete. Ein erfülltes Leben, würde manch einer meinen. Nicht so für Grandpa Bill. Seine Kraft und sein Elan hatten ihn jünger

wirken lassen als manchen Fünfziger.

Seltsam, daß ihr jetzt diese Dinge durch den Kopf gingen…

Sie lagen schon so weit zurück, aber durch diese Bilder wurden sie neu geweckt.

Mechanisch und geistesabwesend begann Susan damit, Fotos und Alben wieder einzuordnen.

Dem ersten Unbehagen folgte die Vernunft.

Die Frau war plötzlich überzeugt davon, daß sie offensichtlich noch im Halbschlaf etwas mitbekommen hatte. Aber nicht richtig.

Die Alben und Bilder waren vielleicht von selbst ins Rutschen geraten, und gerade das Gewicht hatte von innen gegen die Schranktüren gedrückt. Die waren offensichtlich nicht sorgfältig genug verschlossen, so daß sie sich unter dem Druck öffneten.

Eine andere Erklärung fand Susan Kelly einfach nicht.

Sie seufzte und räumte weiter auf.

Plötzlich sah sie die Fußspitzen vor sich.

Mit einem Aufschrei warf sie den Kopf in die Höhe, denn sie war nicht mehr allein im Zimmer!

*

Susan Kelly sprang empor, ihr Aufschrei verebbte und ging unter in dumpfes, ungläubiges Stöhnen.

Ein Mann stand vor ihr.

»Aber… das kann nicht sein«, entrann es zitternd ihren Lippen.

Die Frau konnte nicht schreien und davonlaufen.

Sie war schockiert und fasziniert zugleich.

»Ich bin nicht… mehr normal«, hörte sie sich weinerlich wispern. »Schlaflosigkeit ist Zeichen einer beginnenden Krankheit… ich bin geisteskrank…«

Der Mann vor ihr blickte nur stumm.

Er war groß, kräftig, hatte schneeweißes Haar und einen ebenso dichten Vollbart, der ein wettergegerbtes Gesicht rahmte.

»Grandpa… Bill«, sagte Susan Kelly, dann verdrehte sie die Augen und fiel ohne einen weiteren Laut auf den Teppich neben ihre Alben und noch nicht aufgeräumten Bilder.

*

Als sie erwachte, schien die Sonne durch die Vorhange.

Susan Kelly blinzelte.

Ich muß zur Arbeit, war ihr erster Gedanke… doch dann fuhr sie zusammen. Ich habe verschlafen!

Sie wollte sich aufrichten. Das ging nicht so schnell wie sonst.

Sämtliche Glieder taten ihr weh.

Da merkte sie, daß sie auf dem Boden lag.

War sie aus dem Bett gefallen?

Das war nicht ihr Schlaf-, sondern ihr Wohnzimmer!

Plötzlich fiel ihr alles wieder ein.

Susan Kelly kam langsam in die Höhe. Die Bilder auf dem Boden raschelten, als sie hineingriff.

Sie hatte geträumt von einem Geräusch, von ihrem Großvater und war dann hierhergekommen, um sich die Bilder anzusehen. Oder war es anders gewesen?

Die Neununddreißigjährige fühlte sich wie gerädert, als hätte sie die ganze Nacht kein Auge zugetan.

Gebückt wie eine alte Frau ging sie zum Fenster und zog die Vorhänge zurück.

Strahlendblauer Himmel lag über Utrecht.

Es mußte mindestens neun Uhr sein.

Susan wunderte sich, daß vom Büro noch niemand angerufen hatte. Sie war als pünktlich und zuverlässig bekannt. Sie mußte anrufen und Bescheid geben, daß sie nicht kommen konnte. Nicht in diesem Zustand! Sie fühlte sich krank und elend.

Da schlug das Telefon in der Diele an.

»Das sind sie«, flüsterte die Frau im Selbstgespräch, wankte nach draußen und hob beim vierten Klingelzeichen ab.

»Ja?« sagte sie schwach.

»Hallo, Susan? Behaupte nur, ich hab' dich aus dem Bett geholt?« fragte eine helle, freundlich klingende Frauenstimme.

»Grit!« fragte sie ungläubig. »Aber… wieso rufst du jetzt hier an? Um diese Zeit? Woher wußtest du, daß ich… noch im Haus bin?«

Grit Boerhave war ihre langjährige Freundin und wohnte nur einige Häuserecken entfernt, in einem typischen Hollandhaus mit roten Backsteinen und winzigen Räumen.

»Ich verstehe dich nicht«, klang es nicht minder überrascht zurück. »Wo solltest du denn sonst sein? Sonntags um diese Zeit bist du doch immer zu Hause.«

»Sonntags?« Da fiel es Susan Kelly wie Schuppen von den Augen. Heute war ja Sonntag. Sie hatte es völlig vergessen. Nach dem seltsamen Traum, den sie in der letzten Nacht hatte, war sie total durcheinander.

Traum… Wirklichkeit… Was stimmte eigentlich?

»Ich habe etwas Schreckliches erlebt heute nacht, Grit«, entschloß sie sich unvermittelt ihrer Freundin anzuvertrauen. »Ich glaube – ich hatte eine Erscheinung.«

Einen Moment herrschte am anderen Ende der Strippe betroffenes Schweigen. Dann war ein langer, tiefer Atemzug zu hören. »He, Susan,

das mußt du mir näher erklären…«

Sie tat es, so gut sie konnte, und berichtete der Reihe nach.

»… ich habe einige Sekunden meinen vor dreiundzwanzig Jahren verschollenen Großvater lebendig vor mir gesehen… Ich weiß es genau«, schloß sie ihre Ausführungen.

»Hat er etwas gesagt?«

»Nein.«

»Kann es nicht sein, Susan, daß Traum und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden waren?«

»Das versuche ich auch die ganze Zeit schon, mir einzureden, Grit. Aber – das war es nicht. Ich habe das Geräusch gehört – und habe nachgeschaut. Aus dem Schrank waren auch die Sachen herausgerissen.«

»Vielleicht ist das auch im Traum passiert?«

»Wie meinst du das?«

»Ganz einfach. Hast du noch nie etwas von überschießenden, geistigen Kräften gehört oder gelesen? Kräfte, die in jedem Menschen schlummern und manchmal bewußt, ein andermal unbewußt durch ihn ausgelöst werden… Solche Probleme werden sogar ernsthaft erforscht.«

»Du meinst – Parapsychologie?«

»Ja, so nennt man es, soviel ich weiß.«

Susan Kelly schüttelte den Kopf.

»Solche Fähigkeiten habe ich nicht.«

»Vielleicht weißt du nur noch nichts davon. Du hast geträumt – und durch die geistige Energie, die dabei entwickelt wurde, hast du die Aktionen ausgelöst. Ursache kann in der Tat ein Geräusch gewesen sein, das du im Unterbewußtsein wahrgenommen hast. Du warst der Meinung, daß sich jemand am Schrank im Nebenzimmer zu schaffen machte… Durch diesen plötzlichen, heftigen Gedankengang hast du möglicherweise das öffnen der Türen und das Herausfallen der Alben und der Schachtel mit den Fotos selbst in Gang gesetzt.«

»Und wie erklärst du dir dann, daß ich meinen Großvater leibhaftig vor mir sah?« warf Susan Kelly schnell ein, als Grit Boerhave eine Sprechpause machte.

»Vielleicht bist du wie eine Traumwandlerin ins Wohnzimmer gegangen. Im Halbschlaf glaubt man manchmal Dinge zu sehen und zu hören, die gar nicht vorhanden sind.«

»Ich habe ihn gesehen. Ich weiß es genau.«

»Dann ist dir sein Geist erschienen«, erwiderte Grit Boerhave leichthin, als handele es sich um die normalste Sache der Welt.

»Ja, das glaube ich auch.«

»Dein Großvater spielte in deinem Leben eine große Rolle. Vielleicht hast du dir immer gewünscht, ihn mal wiederzusehen.«

»O ja«, gestand Susan Kelly der Freundin, »das habe ich oft.«

»Na, siehst du! Und dann kam der Augenblick, in dem du glaubtest, ihn wirklich vor dir gesehen zu haben.«

Susan Kelly seufzte und fuhr sich durch das zerwühlte Haar. »Ich bin völlig durcheinander, Grit. Ich weiß nicht, was ich noch denken soll.«

»Das kann ich mir vorstellen. Dann ist es gut, daß ich jetzt angerufen habe. Das Wetter ist herrlich. Wir fahren 'raus. Nach Amsterdam oder zum Strandbad Scheveningen. Irgendwie kriegen wir den Tag schon herum. Es wäre idiotisch, bei solchen Temperaturen zu Hause zu sitzen. Und für dich ist es wichtig, daß du Abwechslung hast und so schnell wie möglich auf andere Gedanken kommst.«

Susan Kelly war froh, daß die Freundin die Initiative ergriff.

Sie beeilte sich, um fertig zu werden.

Nach einer kalten Dusche fühlte sie sich bereits wohler, ihre Lebensgeister waren neu geweckt.

Sie trank eine Tasse heißen Kaffee, räumte sämtliche Bilder weg und verließ eine Stunde nach dem Anruf der Freundin ihre Wohnung.

Susan Kelly benutzte nicht den Lift, sondern ging über die Treppe nach unten. Vier Stockwerke tief.

Aber sie kam nie unten an!

Auf dem Treppenabsatz zur zweiten Etage stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen eine Gestalt vor ihr.

In Gedanken versunken, wollte die Neununddreißigjährige ausweichen, um der anderen Person Platz zu machen.

Da sah sie, daß es sich um ihren Großvater handelte.

Er nahm sie mit…

*

Grit Boerhave wartete vergebens.

Sie suchte auf ihrem Autoradio einen Sender, der flotte Musik brachte und summte die Melodie fröhlich mit.

Aus der Fröhlichkeit wurde schließlich eine gewisse Verärgerung und dann – Sorge.

Susan war stets pünktlich. Man konnte sich auf sie verlassen, wenn sie etwas sagte. Zwanzig Minuten über der Zeit – das war mehr als ungewöhnlich.

Nachdenklich verließ die fünfunddreißigjährige Holländerin ihren cremefarbenen Daf und lief zur Haustür. Grit Boerhave legte den Finger auf den Klingelknopf und drückte mehrere Male fest darauf.

Dann wartete sie.

Als sich weder Susan Kellys Stimme in der Sprechanlage meldete, noch das Fenster der Wohnung zur Straße sich öffnete, wurde die Frau

nervös.

Sie eilte durch den Flur und ließ sich mit dem Lift nach oben tragen. An Susan Kellys Wohnungstür klingelte und klopfte sie. Aber niemand rührte sich.

Da wurde aus Grit Boerhaves Unruhe – Angst.

Die Niederländerin wußte nicht, was sie von dieser Situation halten sollte.

Vor rund zwanzig Minuten – nach ihrer Ankunft mit dem Wagen – hatte Susan sich noch auf dem vorderen Balkon gezeigt, ihr zugewunken und hinuntergerufen, daß sie kommen werde.

Seitdem wartete Grit Boerhave vergebens.

Da war etwas passiert!

Susan war möglicherweise wieder ohnmächtig geworden wie schon mal in der vergangenen Nacht.

Der Hausmeister wohnte im ersten Stock. Ihn suchte Grit Boerhave auf.

»Sie müssen sofort die Wohnung öffnen«, verlangte sie. »Bei Frau Kelly… sie ist in Gefahr und braucht möglicherweise einen Arzt.«

»Was ist denn passiert?« wollte der Mann wissen.

»Wenn ich das wüßte, wäre mir auch wohler. – Beeilen Sie sich! Vielleicht ist jede Minute kostbar.«

Sie liefen rasch nach oben, und der Mann vergewisserte sich erst durch Klingeln, daß Susan Kelly wirklich nicht aus eigener Kraft imstande war, die Tür zu öffnen.

Dann schraubte er das Schloß ab. Drei Minuten später betraten sie gemeinsam die Wohnung.

»Niemand da«, sagte der Hausmeister verwirrt. »Was für eine Geschichte haben Sie mir denn da aufgetischt?« reagierte er unwirsch.

Grit Boerhave war blaß geworden. Nervös fuhr sie sich durch das glatte, aschblonde Haar. »Das… verstehe ich nicht«, stammelte sie verwirrt. »Sie wollte herunterkommen, ich habe vergebens auf sie gewartet…«

»Sie wird das Haus verlassen haben, ohne daß Sie es bemerkten«, fiel der Hausmeister ihr ins Wort.

»Nein«, Grit Boerhave schüttelte heftig den Kopf. »Ich parke mit meinem Wagen genau vor dem Eingang. Ich hätte Frau Kelly aus dem Gebäude kommen sehen müssen…«

»Aber – sie ist nicht gekommen?«

»Nein.«

»Kein Mensch kann sich in Luft auflösen.«

»Normalerweise nicht«, bemerkte Grit Boerhave beiläufig mit belegter Stimme.

Die Dinge nahmen ihren Lauf.

Grit Boerhave und der Hausmeister durchsuchten das ganze

Gebäude. Als sich keine Spur von Susan Kelly fand, benachrichtigte die Frau die Polizei, die eine Viertelstunde später am Ort des Geschehens eintraf. Nochmal erzahlte Grit Boerhave ihre Geschichte, die man ihr nicht so recht abnehmen wollte. Auch die beiden Polizeibeamten, die sich gründlich in der nun schon geöffneten Wohnung umsahen, meldeten ihre Zweifel an.

»Vielleicht hat sie es sich im letzten Moment anders überlegt – und wollte allein ausgehen«, meinte der erste Polizist, ein hagerer, sommersprossiger Mann mit heller Haut und fahlem Haar.

»Wir waren verabredet«, beharrte Grit Boerhave auf ihrer Aussage.

»Sie kann sich trotzdem anders entschieden haben…«, meinte der zweite Uniformierte. Er war einen Kopf größer als der Sommersprossige. »Und um Ihnen nicht zu begegnen, hat sie schließlich den Hinterausgang benutzt.«

»Das klingt aus Ihrem Mund zwar logisch, und es ist verständlich, daß Sie auch diese Überlegung anstellen«, entgegnete die Frau leise, »aber es paßt überhaupt nicht zu dem Verhältnis, das ich zu Frau Kelly habe.«

»Vielleicht hat es sich plötzlich geändert. Sie kann von sich aus das Verhältnis gelöst haben.«

Die beiden Beamten sahen das alles mit anderen Augen.

»Meine Freundin Susan ist verschwunden, und Sie haben die Pflicht, sie zu suchen«, sagte sie unwillig. »Ich gebe hiermit eine Vermißtenanzeige auf.«

»Meinen Sie nicht, daß es dazu noch ein bißchen zu früh ist?« fragte der erste Polizist sie. »Vielleicht ist sie nur spazieren gegangen… oder hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt – und in zwei, drei Stunden taucht sie wieder auf. Sie sehen doch selbst ein, daß jemand vom vierten Stock bis zur Haustür nicht einfach spurlos verschwinden kann.«

»Ja, das sehe ich ein«, murmelte Grit Boerhave kleinlaut. »Aber irgend etwas stimmt da nicht… Sie war heute morgen schon so merkwürdig.«

»War sie anders als sonst?« hakte der Polizist sofort nach und wechselte rasch einen Blick mit seinem Kollegen.

Die Frau erzählte, was Susan Kelly ihr anvertraut hatte.

Da nickte der Uniformierte. »Sie scheint wohl ein bißchen durcheinander gewesen zu sein, wie?«

»Wenn Sie mich so fragen… muß ich natürlich mit ›ja‹ antworten.«

Damit bestätigte sie indirekt eine Art Verwirrungszustand bei ihrer Freundin und dementsprechend erfolgte die Mitteilung über Funk an die Polizeizentrale.

Grit Boerhave konnte eine sehr gute Beschreibung ihrer Freundin geben, nicht angeben konnte sie allerdings die Kleidung, die sie trug.

Schließlich hatte sie Susan Kelly seit dem kurzen Winken vom Balkon aus nicht mehr gesehen. Und das war so schnell gegangen, daß sie sich an Einzelheiten nicht mehr erinnerte.

Es begann das große Warten. Etwas anderes blieb gar nicht übrig.

Grit Boerhave fuhr nachdenklich und bedrückt nach Hause. Der Wunsch, eine Fahrt nach Amsterdam oder Scheveningen zu unternehmen, war bedeutungslos geworden.

Sie wußte nicht mehr, was sie von all den Ereignissen der letzten Stunden denken und halten sollte…

*

Auf dem Rummelplatz war allerhand los. Hämmernde Musik, Ansager, die über Lautsprecher ihre Sensationen anpriesen, Menschen, die lachten. Ein kunterbuntes Durcheinander, eine schillernde, unwirkliche Welt, die für einige Stunden Spaß, Entspannung und Vergnügen versprach.

Aus der Geisterbahn wurden die Schreckensschreie ins Freie hinausgetragen. Menschen drängelten sich an diesem milden Sommerabend in den Bierzelten und Losbuden. Schiffschaukeln und Karussells waren gut besetzt.

Viele Kinder und Jugendliche waren zu sehen.

Einige von ihnen trugen Lampions oder große Herzen mit Aufschriften aller Art.

Wieder andere waren maskiert als Hexen, Vampire, Tiermenschen oder Monster. Mit Einbruch der Dunkelheit hatte ein Unternehmen, das Masken und Kostüme dieser Art fertigte und ebenfalls einen Stand auf dem Rummelplatz hatte, zum ›Monster-Fest‹ geladen. Viele, die daran teilgenommen hatten, trugen auch beim weiteren Bummel über den Platz ihre Masken und Kostüme.

Neugierig verfolgten einige Besucher diese Jugendlichen mit Blicken.

So fand auch ein Junge, der mit zwei anderen auf dem Weg zu einer Schiffschaukel war, das Interesse einiger Leute.

Ein Halbwüchsiger, der mit seinen Eltern unterwegs war, bekam große Augen, als er einen Jungen sah, der einen kugelrunden Kopf hatte, runde, wimpernlose Augen, einen breiten Mund, der ein eigenartiges Grinsen zauberte.

Auf der Mitte des kugelrunden Kopfes begann ein hornartiger Kamm, der bis tief in den Nacken ragte.

»Daddy!« brüllte der Junge, zupfte seinen Vater am Rockärmel. »So ’ne Maske möchte ich auch.«

Ehe der Vater sich’s versah, stürmte der Junge auf den Maskenträger los.

»He, du da!« rief er dem Kugelköpfigen zu und rannte vor ihn hin, so daß der andere abrupt stehen bleiben mußte, um ihn nicht zu rempeln. Die beiden anderen Jungen in seiner' Begleitung verhielten ebenfalls sofort im Schritt. »Wo kann ich so 'ne Maske bekommen?«

Der Angesprochene schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Tut mir leid.«

»Aber irgendwoher mußt du sie doch bekommen haben?«

»Er hat sie selbst gebastelt«, schaltete der Begleiter des Kugelköpfigen sich ein. Dieser Junge hatte schwarzes, gelocktes Haar und eine auffallend braune Hautfarbe.

»Toll!« Die Augen des Jungen, der von der auffälligen Maske so begeistert war, wurden groß wie Untertassen. »Gibt es dazu eine Vorlage?«

Da schüttelte der Maskenträger den Kopf und deutete den Weg die Budenstraße zurück. »Da vorn ist allerdings ein Stand, an dem es 'ne Menge Masken gibt. Vielleicht findest du etwas Ähnliches…«

»Danke für den Tip.« Der Junge rannte zu seinem wartenden Vater zurück und redete aufgeregt auf ihn ein.

Der mit dem Kugelkopf blickte seine beiden Begleiter an. Der Dunkelgelockte grinste von einem Ohr zum anderen. »Wenn der wußte, daß das gar keine Maske ist«, murmelte er und schlug dem dämonisch aussehenden Geschöpf an seiner Seite auf die Schulter.

Der Knabe mit dem schwarzgelockten Haar war niemand anders als Pepe. Und der Junge mit dem Kugelkopf – war Jim, der Guuf.

Und dies war in der Tat sein wahres Aussehen.

Jim war das Kind einer Menschenfrau und eines kugelköpfigen Guuf. Die Guuf waren ein rätselhaftes Volk, das der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my verpflichtet war und sie in der Vergangenheit beim Untergang der legendären Insel Xantilon unterstützt hatte.

Jims Mutter war in die Vergangenheit entführt und von Guuf gefangen genommen worden. Nach ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft brachte sie Jim zur Welt. Ihr wurde mitgeteilt, daß das Kind bei der Geburt gestorben sei. Doch in Wirklichkeit wurde Jim im dunklen Keller eines Hospitals von einem Arzt großgezogen und versorgt. Erst später lernte er seine Mutter kennen und auch die Unberechenbarkeit der Menschen, denen er sich zugehörig fühlte, obwohl er äußerlich nichts Menschliches an sich hatte.

Er wurde von den Guuf verfolgt, weil sie fürchteten, er könne sich eines Tages an besondere Dinge erinnern, die die Dämonen-Rasse betrafen. Und er wurde von den Menschen verfolgt, weil er so fremdartig und ›gefährlich‹ aussah. In Wirklichkeit aber konnte er keine Fliege etwas zuleide tun und litt unsäglich unter der Isolierung, die ihm durch das Verhalten der Menschen auferlegt wurde.

Björn Hellmark, der Herr der unsichtbaren Insel Marlos, hatte sich

seiner angenommen und ihm auf dem Eiland eine neue Heimat gegeben. Hier lebten auch Menschen. Aber sie respektierten ihn und verfolgten ihn nicht oder störten sich an seinem Aussehen.

Gelegentlich hatte Jim die Insel verlassen. Stets dann, wenn in diesem oder jenem Teil der Welt Nacht herrschte und er nicht das Risiko einging, in jenen Städten, die er gern aufsuchte und durchstreifte, auf Menschen zu stoßen. Menschenleere Straßen und Gassen waren bisher seine bevorzugten Aufenthaltsorte gewesen.

Seit einiger Zeit erst hatte er auch – außer Pepe, dem Adoptivsohn Hellmarks – einen weiteren Freund, der ihn schätzte und der sich nicht an seinem Aussehen störte.

Er hatte ihn durch Zufall kennengelernt. Der kleine Engländer namens Bobby Failman war in die Gewalt eines wirklichen Dämons geraten, und Jim hatte ihn befreien können. Seither besuchte Jim seinen neuen Freund in dessen Haus, und die beiden kamen vortrefflich miteinander aus.

Daß Jim sich heute mitten im Menschengewimmel bewegte, war eine Besonderheit ersten Ranges. Sie hing damit zusammen, daß auf diesem Rummelplatz jenes ›Monster-Festival‹ stattgefunden hatte, das so viele besucht hatten.

Jim, Pepe und Bobby waren allerdings nicht dort gewesen. Aber jedermann, der Jim, den Guuf, sah, war der Meinung, daß er seine Maske noch trug.

Hinter den drei Jungen war ein leises Lachen zu hören, während sie sich unterhielten.

Fast gleichzeitig wandten sie die Köpfe und sahen ein Paar, das ihnen nicht unbekannt vorkam.

Der Mann war mindestens zwei Meter groß, breit wie ein Kleiderschrank und hatte eine prachtvolle Glatze. Die Begleiterin an seiner Seite wirkte jung und mädchenhaft und war ausgesprochen reizend.

Das waren Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, und Danielle de Barteaulieé, eine Französin, die mit der Dämonenwelt und Rha-Ta-N’my schon ihre eigenen Erfahrungen gemacht hatte.

»Na, ihr drei Ausgeflippten?« fragte der Inder heiter. »Wollt ihr noch immer hierbleiben – oder habt ihr die Nase voll?«

Allgemeiner Protest erhob sich.

»Jetzt fangen wir erst richtig an«, ließ Pepe sich vernehmen. »Mit der Schiffschaukel sind wir noch nicht gefahren.«

Rani kramte aus seiner Tasche einige Münzen und steckte sie den Jungen zu. »Das könnt ihr noch verbrauchen. Aber dann geht’s zurück! Bobby wird bestimmt auch schon ungeduldig erwartet. Einer muß ihn noch nach Hause bringen, und das sind immerhin ein paar tausend Meilen…«

Sie grinsten sich an, und Jim boxte seinem neuen Freund in die Seite.

Sie waren im Staat Kalifornien, am Stadtrand von San Francisco, wo dieser Rummel durchgeführt wurde. Daß Bobby Failman hier war, war ein Wunder für ihn und mehr als ungewöhnlich. Ungewöhnlich war auch seine Reise von England bis hierher gewesen.

Sie hatte ihn keinen Pfennig gekostet und war innerhalb von wenigen Sekunden über die Bühne gegangen.

Jim hatte Bobby Failman mit nach Marlos genommen, und von dort aus waren sie dann nach San Francisco ›gesprungen‹. Wer längere Zeit auf der unsichtbaren Insel lebte, entwickelte die wunderbare Fähigkeit der Teleportation, was bedeutet, daß man sich mit Hilfe seiner Gedanken an jeden beliebigen Punkt der Erde versetzen kann.

»Und du wurdest dazu abkommandiert, uns zu überwachen, wie?« fragte Pepe den Inder und seine Begleiterin. »Wo sind Björn und Carminia?«

»Auf Marlos.«

»Carminia schält Kartoffeln, und Björn poliert die Skelett-Schädel in der Geister-Höhle?« grinste der dunkelhäutige Junge.

Er kam – ebenso wie Jim – manchmal auf komische Gedanken. Was er gelegentlich so anzettelte, wurde oft von Whiss und erst recht von Blobb-Blobb, dem kleinsten und frechsten Bewohner der Insel, übernommen.

Whiss und Blobb-Blobb waren außer Jim, dem Guuf, die exotischsten Bewohner der Insel.

Die beiden waren so etwas wie Vater und Sohn. Whiss war etwa so groß wie ein Rabe, war aber in allen Details ein Miniaturmensch mit einigen körperlichen Merkmalen, die ein Mensch nicht hatte.

So gab es auf seinem Kopf elf kleine schwarze Noppen, die er bei Bedarf ausfahren konnte wie Teleskop-Antennen. Und so etwas wie Antennen waren diese Gebilde auch. Mit ihnen ›funkte‹ er seine Para-Kräfte in die Atmosphäre. Zwischen den Schulterblättern wuchsen zarte, seidig schimmernde Flügel, und er hatte außerdem die Gabe, jedes Geräusch und jede menschliche Stimme täuschend ähnlich nachzuahmen.

Blobb-Blobb war sein Nachwuchs. Er war nur drei Zentimeter groß, seinem ›Ausbrüter‹ ähnelte er aufs Haar wie ein Ei dem anderen. Sein loses Mundwerk und sein stetes Aufgelegtsein nach irgendwelchem Schabernack hatte ihm den Beinamen des ›kleinsten und frechsten‹ Bewohners der Insel Marlos eingetragen.

Jim, Pepe und Bobby Failman kamen überein, spätestens in einer halben Stunde den Platz zu verlassen und auf die Insel zurückzukehren.

Je eine Fahrt mit der Schiffschaukel und mit dem Riesenrad

wollten sie sich noch gönnen.

Rani und Danielle wollten ebenfalls einen Bummel über den Platz machen und dabei ein wenig Zerstreuung suchen.

Zerstreuung war ein Wort, das sie kaum noch kannten. Die Fußangeln, die ihnen die bösen Mächte dieser Welt stets in den Weg legten, ließen ihnen dazu kaum Zeit. Rha-Ta-N'my und ihre Schergen lagen auf der Lauer, um die Menschen, die es wagten, sich ihren unheimlichen Plänen in den Weg zu stellen, massiv zu bekämpfen.

Selbst hier auf einem Rummelplatz, wo die Leute heiter und ausgelassen waren, konnte wieder ein gutgetarnter Feind lauern. Die Magie einer grauen Vorzeit und die Boten eines dämonischen Reiches schliefen nicht und hatten überall auf der Welt Helfershelfer.

Björn Hellmarks Freunde und Vertraute, die sich das Aufspüren und Vernichten der Feinde aus dem Reich der Finsternis auf ihre Fahnen geschrieben hatten, rechneten jederzeit mit einem Angriff auf Leib und Leben.

Daß auf diesem Rummelplatz allerdings die Weichen zu einem unglaublichen Schicksal für sie gestellt waren, ahnten sie allerdings nicht.

Rani und Danielle schlenderten weiter, blieben hie und da stehen. Die Jungen brachten ihre Fahrt mit der Schiffschaukel hinter sich und rasten dann über den Platz, um noch die Runde mit dem Riesenrad zu schaffen, ehe es nach Marlos zurückging.

Jim, Pepe und Bobby Failman konnten aus großer Höhe, wo die Kabinen des Riesenrades hielten, auf Buden, Karussells und auf die Menschen herabschauen, die wie Ameisen aussahen.

»Da sind Rani und Danielle!« sagte Bobby Failman und deutete in die Tiefe.

In der hellerleuchteten Budenstraße sahen die drei Freunde, wie der Inder und seine Begleiterin auf ein Zelt zugingen, vor dem riesige Plakate mit mannsgroßen Figuren standen. Die Figuren stellten Menschen verschiedener Rassen aus allen Zeiten und Epochen dar.

Im hellen Licht der auf die Plakate gerichteten Scheinwerfer erkannten die Freunde einen Indianerhäuptling in geduckter Haltung, der drohend ein steinernes Messer mit der Rechten umklammert hielt. Ein drittes Bild zeigte einen Römer in voller Rüstung.

Auf einem Podest vor dem torähnlichen Eingang lief ein Mann in greller Kleidung herum, hielt ein Mikrofon in der Hand und sprach die Vorübergehenden an, lockte sie mit sensationellen Mitteilungen an die Kasse und in sein ›Panoptikum der Zeiten‹, wie es in riesigen, beleuchteten Buchstaben über dem Eingang zu lesen war.

Was er den Menschen vor der Zeltbude sagte, konnten die Jungen in der großen Höhe und wegen des allgemeinen, ringsum herrschenden Lärms nicht erkennen.

Aber sie konnten sehen, daß Rani und Danielle sich zur Kasse begaben und dann hinter dem Vorhang des Panoptikums verschwanden.

Jim war es, der im gleichen Augenblick noch etwas sah. An der Rückwand der Zeltbude schlich ein Mann vorüber, blieb einen Moment ängstlich stehen und blickte sich um, als würde er verfolgt.

Er trug etwas unter dem Arm. Jim konnte nicht genau erkennen, was es war. Es sah aus wie ein Kleidungsstück, in dem etwas eingewickelt war.

Das aber, was im Augenblick geschah, sah er ganz genau: Aus der rückwärtigen Bretterwand stieß ein Arm. Er steckte in einem dunklen Ärmel, das vorschauende Hemd war mit auffallend großen Rüschen besetzt.

Die Hand umklammerte einen Dolch und stieß einmal kurz und ruckartig zu.

»Da unten!« schrie Jim seinen Freunden zu.

Aber da konnten sie alle schon nichts mehr sehen.

»Was ist denn los?« fragte Pepe verwirrt, als er die Aufregung des Guuf bemerkte.

»Da unten wurde eben ein Mann ermordet! Hinter der Rückwand des Panoptikums… Ich bin gleich wieder zurück.«

Seine Worte hallten noch nach, da war er schon verschwunden.

Jim konzentrierte sich auf die Insel.

Im gleichen Moment löste sich sein Körper auf. Die Stelle in der Gondel des Riesenrades, an der er eben noch gestanden hatte, war leer, und leise fauchend schlug dort die Luft zusammen.

Jims Umgebung veränderte sich schlagartig.

Das Rummelplatz-Milieu versank hinter wehenden Schleiern. Lärm, Hektik und buntes Lichtermeer erloschen. Statt seiner schälte sich eine friedliche, paradiesische Landschaft aus dem durchsichtigen Grau.

Meeresrauschen… Sanft spielte der Wind in den mächtigen Blättern der Palmen. Weißer Strand und eine Ruhe, die von keiner Maschine, keinem lauten Wort unterbrochen wurde.

Jim kam rund fünfzig Meter entfernt von den Blockhütten an, die am Strand standen und den bisherigen Marlos-Bewohnern als Unterkünfte dienten.

Weiter rechts war eine Bucht, aus der ein merkwürdig geformter Felsen emporwuchs. Die Formation hatte das Aussehen eines riesigen Totenschädels. Dort drinnen lag die Geister-Höhle, die in Björn Hellmarks Leben eine gewichtige Rolle spielte.

Kein Mensch war am Strand.

Björn und Carminia hielten sich wahrscheinlich in der Geister-Höhle auf. Dort befanden sich die Trophäen des Herrn von Marlos. Das berühmte ›Schwert des Toten Gottes‹, einige versteinerte Manja-

Augen, der Trank der Siaris, der Schlüssel zum Reiche Komestos II. und die Dämonenmaske. Außerdem – >Das Buch der Gesetzes das von Weisen und Priestern im alten Xantilon verfaßt wurde und direkte Botschaften für Björn Hellmark enthielt. Nachrichten, die mehr als zwanzigtausend Jahre alt waren, hatten noch heute ihre Bedeutung für einen Menschen, der zum zweiten Mal lebte.

Sicher studieren Björn und Carminia in diesen Minuten das ›Buch der Gesetze‹. Hellmark suchte nach neuen Wegen und Formen, um seine Todfeindin – die Dämonengöttin Rha-Ta-N’my – unschädlich zu machen.

Die neue Umgebung erlosch ebenso schnell wieder, wie sie in Jims Bewußtsein gedrungen war.

Kaum war er materialisiert, versetzte er sich erneut.

Wieder auf den Rummelplatz am Stadtrand von San Francisco, das Tausende von Meilen von der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos entfernt lag.

Jim stellte sich genau die Stelle vor, an der seiner Meinung nach das Verbrechen geschehen war.

Dort kam er an, hinter der Rückwand der Zeltbude, in der das ›Panoptikum der Zeiten‹ untergebracht war.

Lärm und die hektischen Lichtreflexe hüllten ihn sofort wieder ein. Jenseits der Budenstraße stand das Riesenrad, das sich langsam drehte. In welcher Gondel Pepe und Bobby Failman saßen, konnte er von hier unten nicht erkennen. Er bemühte sich auch nicht. Seine Hauptaufmerksamkeit galt in diesem Sekunden dem Platz, an dem der Mord passiert war.

Eigentlich hätte Jim über die Leiche stolpern müssen. Aber der Boden vor seinen Füßen – war leer!

Jim war einen Moment verwirrt.

Hatte er sich an den falschen Platz versetzt? War es eine andere Bude gewesen, die…

Nein. Er wußte es genau.

Aus dieser Rückwand war die Hand mit dem Dolch gekommen und hatte den Mann niedergestochen.

Der Boden vor der Wand war nicht aufgewühlt. Auch Blut war nicht zu sehen.

Jim hielt es für angebracht, Rani Mahay, der in der Nähe war, seine Beobachtungen mitzuteilen.

Er kramte ein paar Münzen aus seiner Hosentasche. Das Geld reichte nicht mehr aus, um eine Eintrittskarte zu lösen.

Aber daran sollte es nicht scheitern.

Nochmals versetzte sich Jim nach Marlos zurück.

Das war jedesmal notwendig, um eine erneute Teleportation durchzuführen.

Marlos mußte stets der Ausgangspunkt für einen neuen ›Sprung‹ sein. Anders funktionierte es nicht.

Diesmal materialisierte er nicht außerhalb des Panoptikums, sondern im Innern.

Halbdunkel umgab ihn. Schmale Stege führten zwischen den wächsernen Gestalten vorbei, die lebensgroß vor ihm emporragten.

Wachsfiguren… Nachbildungen von Menschen aus verschiedenen Epochen und Rassen. Franzosen und Spanier, Römer und Griechen… Menschen in der Kleidung des Mittelalters und des letzten Jahrhunderts waren ebenso vertreten wie eine Darstellung der Personen aus der Steinzeit und des Raumfahrtzeitalters.

Aus versteckten Lichtquellen wurden die einzelnen Figuren mehr oder weniger intensiv angestrahlt. Das Halbdunkel schuf eine gespenstische, unwirkliche Atmosphäre. Dies war offensichtlich nur eine willkommene Begleiterscheinung. Der Hauptgrund aber war offensichtlich, Beschädigungen und Unsauberkeiten an den Gestalten und deren Kleidung zu verdecken.

Sie waren – wenn man genau hinsah – teilweise in erbarmungswürdigem Zustand.

Andere Personen wiederum – vor allem ein Grieche, ein Spanier und ein französischer Adeliger – trugen offensichtlich neue Kleider, die prunkvoll und aufwendig gearbeitet waren.

Jim lief an den Figuren vorüber. Das Kabinett war nur schwach besucht. Hie und da hatten ein paar Interessenten Karten gelöst.

Irgendwo in einem der schmalen Gänge, die von den Wachsfiguren flankiert wurden, mußten sich auch Rani und Danielle aufhalten.

Er entdeckte sie auch verhältnismäßig schnell.

Der Inder und die Französin standen vor einer Gruppe von vier Frauen, die die typische Mode ihrer Zeit trugen.

Sie zeigten Nachtwäsche und Badeanzüge.

Da war eine Dunkelhaarige mit Spitzenhäubchen und knöchellangen Spitzenunterhosen neben einer attraktiven Rothaarigen, die einen Slip und einen knappsitzenden BH trug. Spitze Stöckelschuhe streckten die langen Beine der Schönen noch, neben der eine dralle Bäuerin aus dem vorigen Jahrhundert in schwarzem Rock, selbstgestrickten Wollstrümpfen und großkarierter grauer Schürze wie ein Wesen von einem anderen Stern erschien.

»He, wie kommst du denn hier herein?« fragte der Mann mit der prachtvollen Glatze überrascht, als Jim ihn am Ärmel zupfte.

»Ich hab' einen Mord beobachtet, Rani«, flüsterte der Junge mit dem Kugelkopf.

»Mach keinen Quatsch, Jim!«

»Wenn ich's dir sage. Von der Gondel des Riesenrades aus. Ich habe sofort dort nachgesehen. Aber – die Leiche ist verschwunden.«

»Wo ist’s passiert?« raunte Rani und dämpfte seine Stimme noch mehr, da eine weißhaarige Amerikanerin um die Ecke bog und auf ihre Höhe kam, um sich die Frauengruppe ebenfalls anzusehen.

»Hinter der Bude«, erklärte Jim.

Rani und Danielle wechselten einen schnellen Blick.

»Ich seh’ mir die Sache mal aus der Nähe an«, flüsterte der Inder seiner Begleiterin zu. »Wenn er sich mit seinen beiden Freunden einen etwas makabren Scherz ausgedacht hat, gibt’s Ärger.«

Rani redete absichtlich so laut, daß Jim ihn eben noch hören konnte.

»Mit so etwas treib’ ich keine Scherze«, verteidigte sich der Junge sofort, und Rani glaubte ihm. Jim war schon lange genug auf der Insel und wußte sehr genau, worum es Hellmark und seinen Freunden im Kampf gegen die schrecklichen Feinde der Menschen ging.

Da kam es auf jede Beobachtung an.

Unzuverlässigkeiten und Blödeleien in dieser Hinsicht konnten sie sich nicht erlauben.

Sie saßen alle in einem Boot und zogen am gleichen Strang. Auf jeden von ihnen kam es an, gerade weil ihre Gruppe noch so klein war.

»Soll ich mitkommen?« fragte Danielle de Barteaulieé.

»Schau dir in Ruhe alles an«, schüttelte Mahay den Kopf. »Ich warte dann draußen auf dich.«

Während er mit Jim an der Hand durch die halbdunklen Bretterwege zum Ausgang eilte, der mit einem roten, beleuchteten Pfeil kenntlich gemacht war, schlenderte Danielle an den einzelnen Wachsfiguren entlang.

Sie streifte mit ihren Blicken nur flüchtig ein Paar, das einen alten Mann und eine junge Frau zeigte. Ihr Interesse richtete sich hauptsächlich auf Personen und Rassen, die vor langer Zeit schon lebten. Aber das, was der Besitzer des Kabinetts hier zeigen wollte, war sicher auch berechtigt.

Der alte Mann hatte seine Hand auf der Schulter einer großen, schlanken Frau liegen, deren Haar halblang und aschgrau war. Die Frau war zum Ausgehen angezogen und an ihrem Unterarm hing eine kleine, leicht geöffnete Handtasche, so daß man einen Blick hineinwerfen konnte.

Taschentuch, Lippenstift, Parfumfläschchen und ein Personalausweis befanden sich darin.

Danielles Blick streifte beiläufig das braune, wettergegerbte Gesicht des alten Mannes, dessen Haar schneeweiß war und dessen Gesicht von einem ebenfalls schneeweißen, dichten Vollbart gerahmt wurde.

Die Französin erlaubte sich einen Scherz, in dem sie in die

Handtasche griff und mit spitzen Fingern den Personalausweis herauszog.

Er sah verdammt echt aus, gar nicht wie eine Attrappe.

Danielle de Barteaulieé klappte das Dokument auseinander.

Auf der rechten Seite war ein abgestempeltes Paßfoto, das genau die Frau zeigte, aus deren Handtasche sie den Personalausweis genommen hatte.

Das Foto war einige Jahre älter. Die Frau selbst sah noch etwas jünger aus und war laut Geburtsdatum neununddreißig. Danielle hätte die Wachsfigur im Halblicht auch etwa auf dieses Alter geschätzt.

Im Ausweis stand als Wohnort Utrecht, und der Name der Frau war mit Susan Kelly angegeben, die die englische Staatsbürgerschaft besaß.

*

Eine Frau von heute… Vielleicht wollte der Besitzer des »Panoptikums der Zeiten«, ein gewisser Monsieur Horst Halbach, eine ganz normale Durchschnittsperson zeigen. Eine modern gekleidete Frau, die ihr Leben meisterte. Aber welche Bedeutung hatte der alte Mann an ihrer Seite?

Vom Gesichtsschnitt und der Augenform her war eine gewisse Ähnlichkeit der beiden Personen erkennbar.

Vielleicht handelte es sich um Großvater und Enkeltochter…

Wie nahe Danielle de Barteaulieé der Wirklichkeit kam, ahnte sie nicht.

Sie beschäftigte sich auch nicht weiter mit dem Paar und ging in eine von bernsteinfarbenem Licht ausgeleuchtete Nische.

Dort war eine Gruppe Pygmäen vor einer Strohhütte versammelt.

Danielle sah, daß der Vorhang vorm Eingang sich bewegte.

So weit hinten war es eigentlich nicht üblich, sich die Ausstellung zu betrachten. Eine in Hüfthöhe gespannte dicke Kordel zeigte die Grenze an, bis zu der man vorgehen durfte.

Wenn jeder den Vorplatz und die Hütte betrat, wurde einiges ramponiert.

Die schnelle, schattenhafte Bewegung weckte sofort ihr Interesse, und sie blieb länger außerhalb der Barriere stehen, als es eigentlich in ihrem Sinn lag.

Die Person, die die Bewegung verursacht hatte, kam aus der Strohhütte nicht mehr heraus.

Da stieg Danielle de Barteaulieé kurz entschlossen über die primitive Absperrung, ging an der Pygmäen-Familie vorbei und schlug das dunkle, schmutzige Tuch zurück, das den Eingang zur Hütte verdeckte.

Im Innern war es stockfinster.
Danielle konnte nichts sehen, aber sie hörte etwas.
Ein Stöhnen…
»Hallo?« fragte sie flüsternd. »Ist da jemand?«
Sie schlug den Vorhang ganz zur Seite, um das Streulicht ins Innere der Hütte zu lassen.
Und dann sah sie den Mann, der beide Hände auf den Leib gepreßt hielt und sich stöhnend auf die Seite wälzte…

*

»Dann zeig mir mal den Tatort«, sagte Rani Mahay in diesem Moment zu seinem Begleiter.
Sie liefen durch die enge Gasse, die zwischen einem dunklen Wohnwagen und der Seitenwand des Panoptikums existierte, und Jim deutete schon von weitem auf die Stelle, die er sich gut gemerkt hatte.
»Da ist es!«
Auch Rani Mahay entdeckte keine verdächtigen Spuren, die Jims Angaben bestätigt hätten.
Der Inder schüttelte den Kopf, während er die Rückwand des Panoptikums mit beiden Händen abtastete.
»Du hast dich bestimmt getäuscht, Jim.«
»Ich weiß, was ich gesehen habe.«
»Die Rückwand ist aus gleich großen Paneelen zusammengefügt. Die Teile passen fugendicht. Da kann man mit etwas Glück ein Blatt Papier durchschieben… Aber zwischen zwei Teilstücken, Jim, ist niemals soviel Raum, daß ein Arm hineinpaßt.«
»Ich versteh's auch nicht, aber ich hab's wirklich gesehen, Rani«, versicherte ihm Jim.
Diese Hartnäckigkeit gab Mahay zu denken.
Er ließ sich noch mal den Vorgang genau beschreiben. Jim veränderte seine Schilderung nicht im geringsten.
»So, wie du es schilderst, müßte der Arm – durch die Wand gestreckt worden sein.«
»Genauso sah es aus.«
Unverrichteterdinge gingen sie durch die enge, dunkle Gasse zwischen den Wohnwagen und Traktoren.
Im Schatten eines kleinen Zeltes stand ein Pärchen, das sich küßte.
Als Rani und Jim nach vorn kamen, sahen sie Pepe und Bobby Failman auf sich zulaufen.
»Ihr kehrt nach Marlos zurück«, bestimmte Mahay. »Ich sehe mich noch ein wenig hier um.«
Er beobachtete die drei Jungen, die die Budenstraße entlanggingen und dann plötzlich wie vom Erdboden verschluckt waren. Dies war für

Rani das Zeichen, daß Pepe und Jim nach Marlos teleportiert waren und Bobby Failman ordnungsgemäß mitgenommen hatten.

Er selbst lief vor das Podest des Panoptikums, dessen grellgekleideter Besitzer noch immer das Publikum anlockte. Allerdings mit mäßigem Erfolg. Nur wenige zeigten an diesem Abend Interesse für das aus Ranis Sicht sehenswerte Kabinett, das einen Abriß durch die Weltgeschichte der Menschheit zeigte.

Er wartete auf Danielle.

Zehn' Minuten vergingen, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde…

Insgesamt vier Besucher verließen das Wachsfiguren-Kabinett. Jedesmal, wenn sich die Ausgangstür auf der linken Seite öffnete, blickte er dorthin in der Erwartung, Danielle würde auftauchen.

Wieder schwang die grell-violett gestrichene Tür nach außen.

Ein junger Mann in Blue Jeans und großkariertem rotem Hemd verließ das Kabinett.

Er ging das Podest hinunter, schnappte eine Zigarette aus einer zerknautschten Schachtel und steckte sie zwischen die Lippen.

Dann klopfte er seine Taschen ab und merkte, daß er keine Streichhölzer hatte.

Da Mahay ihm am nächsten stand, wandte der andere sich mit der Bitte um Feuer an ihn.

»Tut mir leid«, bedauerte der Inder, »ich bin Nichtraucher… Aber bei den vielen Menschen hier auf dem Platz werden Sie bestimmt noch jemand finden, der Ihnen Feuer geben kann… Sie kamen gerade aus dem Panoptikum. Ist Ihnen zufällig eine junge Dame aufgefallen? Pferdeschwanzfrisur, helle Bluse.«

»No, tut mir leid. Da war überhaupt niemand. Die Bude ist ziemlich leer. Eigentlich schade… Die Wachsfiguren sind wirklich gut. Sehen fast aus, als würden sie leben und nur den Atem anhalten.«

Der Sprecher tippte grüßend an die Stirn und tauchte zwischen den Passanten unter.

Rani Mahay wartete nicht weiter.

Danielle mußte längst durch sein.

Instinktiv fühlte er, daß da etwas nicht stimmte, aber noch wollte er es nicht glauben.

Vielleicht hatte die Besucherin sich doch bei der einen oder anderen Figur länger aufgehalten – oder sie war schon früher herausgekommen, als er noch mit Jim hinter der Bude über dessen mysteriöse Beobachtung debattierte.

Aber dann hätte Danielle gewartet.

Er blickte in die Runde, konnte die Frau aber nirgends entdecken.

Da suchte er das düstere Kabinett noch mal auf, nachdem er die platinblonde Dame an der Kasse gebeten hatte, den Ausgang im Auge zu behalten und auf Danielle zu achten. Mit dem dunkelgemusterten

Rock, der weißen Bluse und der Pferdeschwanzfrisur fiel sie genug auf.

Rani Mahay durcheilte die schmalen, hölzernen Wege zwischen den Wachsfiguren, ohne jedoch Danielle zu entdecken.

Unverrichteterdinge verließ er das Kabinett wieder. Die platinblonde Kassiererin streckte ihren Kopf heraus und ließ ihn wissen, daß ein junges Mädchen, auf das die Beschreibung passe, das Panoptikum nicht verlassen habe.

»Aber ich glaube, daß vorhin jemand herausgekommen ist«, fügte sie hinzu. »Jetzt fällt es mir wieder ein. Da vorn rechts hat vorhin eine junge Dame gestanden. Auf sie könnte Ihre Beschreibung passen, Mister.«

»Wo ist sie denn hingegangen?«

»Keine Ahnung. Bei dem Menschengewimmel habe ich nicht darauf geachtet. Auf einmal war sie weg… Aber wenn sie Sie wirklich liebt, kommt sie bestimmt zurück«, fügte sie scherzhaft hinzu.

»Ja, das hoffe ich doch«, versuchte auch Mahay das Ganze von der heiteren Seite zu nehmen, obwohl ihm nicht danach zumute war.

Dieses stillschweigende Verschwinden paßte einfach nicht zu Danielle.

Er machte noch mal die Runde.

Die Besucher des Rummelplatzes verliefen sich langsam. In den Budenstraßen wurde es ruhiger. Einige Schausteller schlossen bereits ihre Stände.

Der Inder ging bis zum äußersten Ende des Platzes, wo die Achterbahn ihre letzte Runde drehte.

Nahe an der Umzäunung erblickte er noch mal den jungen Amerikaner, der vorhin um Feuer gebeten hatte.

Der Mann stand bei einer Gruppe junger Leute, die mit ihren Motorrädern kamen. Vier andere junge Burschen, von denen der älteste höchstens fünfundzwanzig war, steckten die Köpfe zusammen, als würden sie einen Plan aushecken.

Auf den dunkelglänzenden Lederjacken, die sie trugen, prangte ein sprungbereiter Tiger, dessen Krallen eindeutig sichelförmige, rasiermesserscharfe Dolche waren. Offenbar gehörte die Gruppe dem gleichen Motorrad-Club an, der sich durch dieses Emblem zu erkennen gab.

Rani Mahay tauchte in der Dunkelheit zwischen zwei geschlossenen Karussells unter und versetzte sich nach Marlos.

Er hoffte, daß Danielle dort inzwischen angekommen war. Vorstellen konnte er es sich allerdings nicht.

Sie war auch nicht da.

Wenig später zog er den großen blonden Mann ins Vertrauen, der von dem Felsen mit dem Aussehen eines überdimensionalen

Totenkopfes kam.

»Danielle ist verschwunden, Björn«, sagte der Inder und berichtete, was sich zuletzt zugetragen hatte.

Hellmark, der Herr der unsichtbaren Insel Marlos, hörte dem Freund aufmerksam zu.

»Das klingt nicht gut, Rani«, sagte er schließlich. »Sieht geradeso aus, als wäre Danielle jemand in die Finger gelaufen, dem sie besser nicht begegnet wäre.«

Sie wußten beide, was er damit meinte.

Rha-Ta-N'my war Danielles Todfeindin. Obwohl die Französin durch ihre Hexenkräfte recht gut imstande war, sich zu schützen – schien sie diesmal vom Unheil überrascht worden zu sein…

»Wir sehen uns das Panoptikum noch mal gemeinsam und in aller Ruhe an«, murmelte Björn. »Und die Beobachtung, die Jim dort gemacht hat, nehmen wir ebenfalls als gegeben hin. Vielleicht hat sie ganz und gar nichts mit Danielles Verschwinden zu tun. Wer weiß…«

*

Sie standen noch dort, als auf dem großen Platz längst Ruhe eingekehrt war.

Vier Angehörige des Motorrad-Clubs und Roger Hanton, der Mann in Blue Jeans und rotkariertem Hemd.

»Ich hab' was entdeckt, das wir gut verhökern könnten«, entwickelte Hanton seinen Plan. »Ihr sorgt für den Abtransport, ich für die Ware. Das Ganze geht fifty-fifty.«

Beifälliges Nicken.

»Okay, wenn wir uns also handelseinig sind, dann noch mal zu den Einzelheiten: ich schaffe allein vier der Wachsfiguren raus, und ihr fahrt sie an die angegebene Adresse. Vulkins' Antiquitäten-Shop befindet sich in der Fell Street. Dort ist der Haupteingang. Der für Lieferanten liegt in der Webster Street. Das Tor steht offen.«

»Und du meinst, daß Vulkins an Wachsfiguren interessiert ist?« fragte ein Bursche, der ein wahrer Muskelprotz war und stämmige Arme und Beine hatte. »Kann mir nicht vorstellen, wie er die an den Mann bringen will.«

»Das ist nicht unsere Sorge«, maulte Hanton. »Ich hab' mit ihm die Lieferung heute nacht vereinbart, und die Sache geht klar. Für jede kassier ich fünftausend.«

Der Dicke pfiff leise durch die Zähne.

»Warum nimmst du dann nicht mehr mit?«

»Vier Stück reichen. Ich soll die interessantesten heraussuchen. Die Typen stehen fest. Vulkins hat sie selbst betrachtet und mir angegeben. Er hat einen Kunden, der will vier Stück. Irgendein

Sonderling, der verrückt nach so etwas ist. Ich selbst war während der letzten vier Tage mehrfach in dem Kabinett und habe einige Vorbereitungen getroffen. Eine Rückwand ist präpariert. Ich brauche nur noch ein paar Schrauben zu lockern, und wir können munter den Abtransport in die Wege leiten. Bleibt mit euren Maschinen am Rand des Festplatzes, im Schatten der Bäume. Zwei von euch kommen nachher mit mir und verharren mucksmäuschenstill hinter der Bude des Panoptikums. Ich geb' euch jeweils eine Figur nach draußen. Die wird von einem Mann sofort weggeschleppt und dann abgefahren, kapiert? Wer eine Puppe hat, fährt zu der angegebenen Adresse und deponiert die Puppe im Schuppen des Hinterhofes. Keiner wartet auf den anderen. Das Ganze muß laufen wie am Schnürchen. Bis in die Fell und Webster Street ist es nicht weit. Keiner hält sich am Ziel länger auf als unbedingt notwendig, kapiert?«

Die anderen nickten.

»Okay, dann kann's losgehen, 'ne halbe Stunde bis Mitternacht… Überall in den Wagen ist es dunkel. Die Leute sind in die Betten gefallen wie nasse Säcke. Während sie ahnungslos schlafen, bringen wir das Schäfchen ins trockene.«

»Eines verstehe ich nicht«, meldete sich wieder der Muskulöse.

»Du hast zuviel Muskeln und zu wenig Hirn, Ted«, mußte er sich sagen lassen. »Was kapierst du nicht?«

»Warum du dir keine anderen Partner gesucht oder dir einen Leihwagen genommen hast. Einen kleinen Lkw mit Plane… Da hättest du alle vier Wachspuppen und noch mehr unterbringen und vor allem sicherer transportieren können. Wir fahren zwar wie die Teufel, aber zaubern kann niemand von uns… Wir können die Figuren nicht unsichtbar machen.«

»Ist auch nicht nötig«, fiel Roger Hanton dem Sprecher ins Wort. »Sie werden in Decken eingewickelt und dann der Länge nach auf den Maschinen transportiert. Wenn einer von euch entdeckt und verfolgt wird – könnte ja 'ne Polizeistreife unterwegs sein, nicht wahr – dann läßt derjenige die Figur einfach fallen und rast kreuz und quer durch San Francisco. Irgendein Versteck kennt jeder. Und mit einem Zweirad ist man einem Streifenfahrzeug überlegen… Zwei Wachsfiguren haben übrigens sitzende Form. Ihr könnt sie auf dem Sozius festschnallen und wie einen Beifahrer mitnehmen. Keiner wird auf die Idee kommen, es könne sich um einen Wächsernen handeln, der dort hockt… Aber nun ist genug gequatscht. Handeln wir lieber. Die Zeit ist günstig.«

Er löste sich von der Gruppe der Motorradfahrer, die ihre schweren Maschinen zur Straße vorschoben. Außer leise knirschenden Schritten auf dem sandigen Boden war nichts zu hören.

Hanton zertrat eine angerauchte Zigarette und näherte sich dann

der Bude, in der das »Panoptikum der Zeiten« untergebracht war.

Alles war ruhig.

Hanton grinste still vor sich hin.

Die Haupteingänge waren durch Schlösser und zusätzlich durch Ketten gesichert.

Aber an die präparierte Rückwand hatte niemand gedacht.

Hanton umrundete die Bretterbude mit dem Zeltdach.

In der engen, dunklen Gasse zwischen der Rückwand und einem Traktor konnte er ungesehen hantieren.

Er zog den bereits gelockerten Bolzen heraus und brauchte dann die etwa achtzig Zentimeter breite Paneele nur noch abzuheben. Die Vorarbeit, die er während der vergangenen Tage in aller Ruhe geleistet hatte, machte sich nun bezahlt.

Er stellte das gelöste Teilstück gegen die Rückwand und wartete im Schatten ab, bis sich in der Budengasse vor ihm zwei Gestalten in Lederjacken zeigten. In der Dunkelheit wurde die Glut einer Zigarette einmal kreisförmig bewegt. Das vereinbarte Zeichen!

Roger Hantons Arbeit begann erst jetzt richtig.

Im Innern des Kabinetts war es stockfinster.

Er knipste die Taschenlampe an, deren Strahl er mit der Hand abschirmte. Allzuviel brauchte er nicht zu sehen, er mußte sich lediglich zurechtfinden.

Zuerst holte er aus dem Kabinett die sitzende Figur eines Mönchs in der Kutte, die sich über den weitläufigen Bauch spannte.

Hanton wuchtete die Wachsfigur hoch und schleppte sie zur Öffnung in der Rückwand.

Der Dicke übernahm sie. »Ist die schwer?« wollte er wissen.

»Leichter jedenfalls, als wenn du ihn lebend schleppen müßtest«, stieß Hanton hervor. »Hier, nimm und setz ihn auf deinen Sozius. Schnall ihn gut fest, damit du ihn nicht verlierst.«

Der Muskulöse nahm die Wachsfigur entgegen und grinste. »Hätt' ich mir auch nicht träumen lassen«, sagte er, »daß ich jemals mit einem Mönch auf dem Sozius eine Fahrt durchs nächtliche San Francisco machen wurde.«

»Hau ab!«

Roger Hanton verschwand zum zweiten Mal in dem Kabinett.

Sein Ziel war die zweite hockende Figur. Es handelte sich um das Gegenstück, um einen thailändischen Mönch in flammend roter Robe, ins Gebet vertieft.

Auch diese Figur war im Handumdrehen entwendet und nach draußen gebracht.

Da kamen auch schon die beiden anderen Eingeweihten durch die Budenstraße. Wieder erfolgte das vereinbarte Zeichen.

Hanton machte sich an Nummer drei.

Abseits in einer düsteren Ecke stand – von großen roten Vorhängen flankiert – ein französischer Marquis. Er trug eine dunkelblaue, golddurchwirkte Brokatjacke und ein Hemd mit großen, auffallenden Rüschen-Manschetten.

Diese Figur wollte er mitnehmen.

Zwei Dinge hinderten ihn daran…

Zuerst sein Erschrecken – und dann der Angriff!

Wie aus dem Nichts heraus fiel ein großer, leicht gebogener Dolch vor seine Füße.

Es schepperte dumpf auf dem Dielenboden.

Hantons Hand mit der Taschenlampe ruckte herum, und zitternd erfaßte der helle Lichtstrahl den Gegenstand auf dem Boden.

Die Waffe war – blutverschmiert.

Hanton kam nicht mehr dazu, sich zu bücken und den rätselhaft aufgetauchten Gegenstand näher zu betrachten.

Die Hände des Marquis, der vermeintlichen Wachsfigur, schnellten urplötzlich nach vorn und legten sich mit brutaler Gewalt auf Mund und Nase des Mannes, der hier eingedrungen war…

*

Sie vernahm die Stimme wie aus weiter Ferne. Danielle de Barteaulieé kam es so vor, als würde sie träumen.

Die Stimmen unterhielten sich auf französisch?

Dann war sie nicht auf der Insel, und sie träumte auch nicht!

Sie fröstelte und hatte das Gefühl, auf einem Eisblock zu liegen.

Sie mußte sich zum Wachwerden zwingen.

Danielle wurde ein weiterer Umstand bewußt.

Sie konnte sich nicht so frei bewegen wie sonst.

Sie war gefesselt und lag auf dem nackten, eiskalten Boden eines Verlieses.

Wie kam sie nur hierher?

Es dauerte eine Weile, ehe sie die Dinge wieder chronologisch in den Sinn bekam.

Das ›Panoptikum der Zeiten‹!

Dort hatte alles begonnen.

Danielle hatte versucht, einer verdächtigen Bewegung nachzugehen. Jemand schien sich in der Strohhütte der nachgebildeten Pygmäen verbergen zu wollen.

Aber – warum?

Da sie das nicht verstand, warf sie selbst einen Blick hinein. Und da war es passiert… Schnell und schmerzlos. Sie war mit einem schweren Gegenstand niedergeschlagen und gleichzeitig nach vorn in den Kern der Dunkelheit gerissen worden.

Im gleichen Augenblick waren ihre Sinne erloschen und nun kehrte die Erinnerung zurück.

Hatte man sie – entführt?

Alle Umstände sprachen für eine solche Annahme.

Ein Angriff durch Dämonen, durch Rha-Ta-N'my selbst oder durch einen Feind, den sie noch nicht kannte.

Sie war unbeobachtet und konnte handeln.

Normale Fesseln konnten sie, wenn sie ihre Hexenkräfte einsetzte, nicht halten.

Sie machte sofort die Probe aufs Exempel und starrte auf die schweren, eisernen Manschetten, die man um ihre Fuß- und Armgelenke geschlungen hatte und an denen die Ketten befestigt waren.

Die Manschetten waren verschlossen – aber nicht mehr lange.

Danielle de Barteaulieé konzentrierte sich auf das Schloß. Es knackte darin, als würde ein Bolzen brechen. Der Bügel bog sich leicht nach außen, und sie konnte ohne Schwierigkeiten die eisernen Manschetten abstreifen.

Leise, um sich durch ein zu lautes Geräusch nicht zu verraten, legte sie ihre Ketten auf den rauhen kalten Steinboden zurück.

Danielle schlugen klappernd die Zähne zusammen.

Sie war sommerlich gekleidet und fror in dieser Kälte erbärmlich.

Die Französin hatte Schwierigkeiten mit dem Gehen.

Ihre Glieder waren wie abgestorben, und sie massierte heftig Arme und Beine, um den Blutstrom wieder in Gang zu bringen.

Sie torkelte auch danach noch mehr, als sie ging.

Das Verlies war mehr eine Nische, die auf einer Seite offen war und in einen langen, grobgemauerten Korridor mündete.

Der Boden unter ihren Füßen war gepflastert. Schwacher Lichtschein vom Ende des Korridors durchsetzte die Finsternis und ermöglichte es Danielle, sich in ihrer ungewohnten, fremdartigen Umgebung zurechtzufinden.

Sie folgte dem Klang der Stimmen.

Sie waren dort, wo auch das unruhig flackernde Licht herkam.

»… ich muß fliehen, verstehen Sie mich?« vernahm sie eine Stimme. Sie klang erregt, und der Sprecher redete schnell. »Sie haben meinem Bruder geholfen, Calvell… ich bitte Sie: lassen Sie mich nicht im Stich. Schaffen Sie mich fort von hier… ich zahle Ihnen dafür, was Sie wollen. Aber – retten Sie meinen Kopf!«

Merkwürdige Worte schienen das.

Auch die Art der Sprache irritierte Danielle.

Es klang anders, als man heutzutage sprach. Es war die Sprache des 18. Jahrhunderts!

»Ich verstehe Sie sehr wohl, Marquis… Daß man Ihren Bruder

sucht, dafür habe ich volles Verständnis… Schließlich ist er ein Mörder. Er hat mehrere Angehörige der Revolutions-Garden umgebracht. Nun ist man hinter ihm her.«

»Und auch hinter mir. Wir sind Zwillingsbrüder, ähneln uns wie ein Ei dem andern, Calvell! Sie sind Alchimist… Sie beherrschen Künste, von denen andere nur zu träumen wagen. Selbst der große Cagliostro ist ein Stümper gegen Sie.«

»Oh, mein lieber Marquis, nun übertreiben Sie aber…«

Cagliostro? Die Revolution? Danielle de Barteaulieé verengte ihre Augen.

Die altmodische Sprache kam hinzu…

Die junge Französin ging auf Zehenspitzen zwei weitere Schritte vor, um einen Blick in die höhlenartige Ausbuchtung dieses geheimnisvollen Kellers zu werfen, in dessen Wänden es keine Fenster gab.

Sie erblickte zuerst die Schatten der beiden Männer, die sich in der ausgebuchteten Nische aufhielten. Ihre Silhouetten erschienen im zuckenden Licht bizarr verformt an den rauhen Wänden.

Dort hingen grobgezimmerte Regale, auf denen Tiegel, heruntergebrannte Kerzen und Behälter jeder Art und Größe standen, die mit handschriftlichen Etiketten versehen waren.

Danielle blickte in eine richtige Alchimistenküche.

Mittelpunkt war ein riesiger Tisch. Auf seiner Mitte stand eine Öllampe, und zwei Männer saßen sich gegenüber.

Der eine in der vornehmen Kleidung der französischen Adeligen des 18. Jahrhunderts. Er trug eine weißgelockte Perücke. Der andere, der Ältere, war in ein schlichtes braunes Gewand gehüllt, das ihm das Aussehen eines Mönchs verlieh.

Der in der silber- und goldbestickten Brokatjacke war der Marquis, der andere in der Kutte der Alchimist, dessen Namen Danielle mit Calvell vernommen hatte.

Der Marquis sprang auf und ging wie ein im Käfig eingesperrter Löwe in der Alchimistenküche auf und ab. »Ich bin verzweifelt. Sie müssen meine Lage verstehen.«

»Ich verstehe Sie sehr gut, Marquis«, sagte der Mann am Tisch erstaunlich ruhig. »Der Gedanke, unter die Guillotine zu kommen, wäre mir auch nicht angenehm. Aber vorerst brauchen Sie sich keine Sorgen um Ihre Sicherheit zu machen. Wenn Sie mein Versteck unter Beachtung aller Vorsichtsmaßnahmen aufgesucht haben, wird niemand Sie hier finden. Sind Sie sicher, daß niemand Ihnen gefolgt ist?«

»Ich habe jedenfalls niemand bemerkt…«

»Bon… dann haben Sie vorerst nichts zu fürchten. Die alte Ruine mitten im Wald fürchtet sowieso jeder. Man sagt, es spuke hier. Die

gequälten Seelen der Hingerichteten gäben sich um Mitternacht ein Stelldichein. Natürlich können Sie nicht unbegrenzt hier untergebracht werden. Irgendwann können die Garden doch mal auftauchen, und dann sind Sie verloren.«

»Dann unternehmen Sie also schnellstens etwas… Mein Angebot kennen Sie. Ich nenne Ihnen den Platz, an dem die Goldstücke versteckt liegen. Ich führe Sie selbst dorthin, damit Sie sich von der Richtigkeit meiner Worte überzeugen können.«

»Ich glaube Ihnen, Marquis. Lügen würden Ihnen auch nichts nützen. Dort, wo Sie sind, kann ich Sie jederzeit erreichen. Denn außer mir weiß schließlich niemand, wo Sie sich aufhalten.«

»Und was läßt Sie noch zögern, mir diesen sicheren Ort zu nennen oder mich hinzuführen? Ist Ihnen mein Angebot zu gering?«

»Nein.«

»Also – was ist es dann, Calvell?«

»Es gibt seit kurzem einen gewissen Unsicherheitsfaktor, über den ich mir noch keine Klarheit verschaffen konnte.«

»Unsicherer als derzeit in Paris kann es nicht sein. Man traut sich nicht mehr auf die Straße. Mordende Horden streifen durch die Gassen und Straßen und nehmen jeden fest, der saubere, zarte Hände hat oder sich in eleganter Kleidung zeigt. Schon das reicht, um am nächsten Laternenmast aufgeknüpft zu werden… Was sind das für Zeiten, Calvell! Wir schreiben das Jahr 1792, wir sind zivilisierte Menschen, aber wir benehmen uns wie die Wilden.«

»Zeiten ändern sich«, zuckte der andere die Achseln. »Nichts ist unbeständiger und fließender als die Zeit. Ich wollte Ihnen von meinem Problem erzählen, Marquis de Brelle.«

Die Lauscherin fühlte sich an die Stirn und kam sich wie trunken vor.

Hörte sie richtig? Sah sie richtig?

War das alles nur ein Traum? Lag sie in Wirklichkeit in ihrer Hütte auf Marlos oder im weißen heißen Sand am Strand und döste in der Sonne?

Dann wollte sie jetzt aufwachen!

Aber sie konnte nicht.

Die Bilder blieben die gleichen, und das seltsame Gespräch zwischen dem Alchimisten Calvell und dem Marquis de Brelle begann wieder.

Calvell erhob sich.

»Kurz bevor sie kamen, ist etwas Außergewöhnliches passiert«, setzte der Alchimist seine Ausführungen fort. »Ich habe Ihrem Bruder, den Marquis Jean de Brelle, die Möglichkeit gegeben, ohne Todesfurcht an einem Ort zu leben, der nur durch mich, und meine Künste zugänglich wird. Der Weg ist einseitig. Soviel mir bisher

darüber bekannt war, geht es nur in eine Richtung.«

»Was bedeutet hier Richtung?« fragte André de Brelle verwirrt.

»In eine andere Zeit, Marquis… Haben Sie noch nie davon gehört, daß Menschen auch in andere Zeiten reisen können? In die Vergangenheit oder Zukunft… es ist alles möglich, wenn man den Weg dorthin kennt. Ich habe das Geheimnis entdeckt und benutze es für die Menschen, die in diesen › schrecklichen Zeiten‹, in denen wir momentan leben müssen, den Rücken kehren wollen. Anderswo können Sie in Sicherheit leben. Ihr Bruder ist bereits in einer anderen Zeit, aber etwas von ihm wurde vor wenigen Stunden wieder sichtbar. Und dafür habe ich keine Erklärung.«

»Ich vernehme zwar Ihre Worte, Calvell, aber ich weiß nicht, was sie bedeuten.«

»Es ist auch nicht sehr einfach zu erklären, Marquis. Es tut mir leid… Die Waffe, die Ihr Bruder mit in seine Sicherheit genommen hat, ist vorhin hier aufgetaucht. Sie lag plötzlich auf dem Boden des Kellers, den ich von Zeit zu Zeit inspiziere, um zu sehen, ob dort noch alles in Ordnung und unverändert Int. Dabei fand ich nicht nur die Waffe, mit der Jean de Brelle mehrere Menschen getötet hat, sondern auch eine junge Frau. Sie fiel mir förmlich in die Arme. Sie war bewußtlos. Woher sie kommt und wer sie ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich habe sie in Ketten gelegt und warte nun ab, was aus ihr wird…« Bei diesen Worten erhob er sich. »Sie sind mir dazwischen gekommen, Marquis. Als ich Ihr Klopfzeichen hörte, habe ich mich sofort auf den Weg gemacht und Sie hereingelassen. Seither unterhalten wir uns. Was weiter vom vorgeht, entzieht sich meiner Kenntnis. Wir sollten mal nach dem Rechten sehen…«

Danielle de Barteaulieé zuckte zusammen.

Jetzt ging's um sie.

Gehetzt warf sie einen Blick den Weg zurück, den sie gekommen war.

Alles wieder rückgängig machen, schoß es ihr durch den Kopf. Oder – einfach von hier verschwinden.

Marlos!

Sie wußte, daß der Gedanke an die Insel genügte, um sofort dorthin zu gelangen.

Aber nichts geschah.

Ihre Umgebung veränderte sich nicht.

Spätestens in diesem Moment wurden die letzten Zweifel daran beseitigt, daß es sich bei all dem Wirrwarr, den sie erlebte, doch um einen Traum handeln könnte.

Dies war die Wirklichkeit.

Die Wirklichkeit einer anderen Zeitebene, nämlich die des Jahres 1792, das vorhin genannt worden war.

Dies war die Zeit der Revolution, und sie war mitten drin in den Ereignissen.

Und nicht nur in diesen…

*

In Sekunden wurde von ihr eine Entscheidung verlangt.

Weglaufen und sich wieder die Ketten anlegen, war vielleicht der verkehrte Weg.

Sie mußte frei bleiben, um sich nicht unbekannten Risiken und Gefahren auszusetzen.

Die Schatten bewegten sich.

Der Alchimist und sein Besucher kamen um den Tisch herum.

In dem düsteren Korridor gab es keinen Schlupfwinkel, den’ sie auf Anhieb hätte aufsuchen können.

Aber Danielle de Barteaulieé wußte sich zu helfen. Auf ihre Art.

Sie aktivierte ihre Hexenkräfte, obwohl sie nicht wußte, wie massiv und zuverlässig sie sie noch einsetzen konnte.

Seitdem sie sich verliebt hatte, wurden diese Kräfte schwächer, und die Wahrscheinlichkeit, daß sie eines Tages vollständig verschwunden waren, ließ sich nicht ausschließen. Aber das störte Danielle wenig. Im Augenblick jedoch hoffte sie, daß sie zu dem, was sie beabsichtigte, in der Lage war.

Sie verdichtete den Schatten, in dem sie stand. Ihre Magie, die sie durch Rha-Ta-N’mys persönlichen Einsatz einst erhalten hatte und die ihr von der Dämonengöttin selbst nicht mehr weggenommen werden konnte, wurde wirksam.

Die Dunkelheit nahm zu und hüllte sie vollkommen ein.

Danielle wurde ein Teil des Schattens.

Die Männer, die in diesem Moment aus Calvells Alchimistenküche kamen, liefen durch den Korridor und an ihr vorüber, ohne sie wahrzunehmen.

Als sie die heimliche Beobachterin passiert hatten, setzte diese sich in Bewegung und folgte ihnen. Sie wollte herausfinden, um welche Rätsel und Mysterien es ging und wieso ihr Schicksal mit dem Alchimisten, dessen Künsten und auch mit einem Marquis namens Jean de Brelle zusammenhing.

Calvell experimentierte mit der Zeit.

Etwas mußte schiefgegangen sein.

Der Schatten, der sich mit den beiden Männern durch das Kellergewölbe bewegte, wurde weder von Calvell noch von de Brelle wahrgenommen.

Danielle de Barteaulieé mußte innerhalb weniger Minuten ein weiteres Mal ihre Hexenkünste einsetzen, um sich zu schützen und um

die Verwirrung für diese beiden Menschen nicht noch zu vergrößern. Sie selbst war interessiert daran, was für Pläne Calvell mit ›seiner Gefangenen‹ hatte.

Auf diese Weise, wie sie es sich vorstellte, war es möglich, ihr eigenes Leben zu schützen und doch dem Alchimisten den Eindruck zu vermitteln, daß alles unverändert war.

An den Wänden hingen in regelmäßigen Abständen in eisernen Halterungen Pechfackeln. Auf dem Weg in das türlose Verlies, in dem Danielle de Barteaulieé zu sich gekommen, nahm er beiläufig eine heraus, und zündete sie an.

Das unruhig flackernde Licht warf bizarre und große Schattengestalten an die Wände.

»Dies ist der Platz, an dem ich auch Ihren Bruder, Marquis, in die andere Zeit schleusen konnte. Ihr Bruder blieb, wie gesagt, verschwunden – doch die Tatwaffe, mit der er drei seiner Verfolger niederstach, tauchte aus unerfindlichen Gründen wieder auf.«

»Sie müßten mir das alles noch eingehend erklären, Calvell. Um ehrlich zu sein, Calvell: ich begreife das alles nicht.«

»Das Verstehen kommt, wenn wir's auch mit Ihnen praktizieren… So, wir sind da.«

Die Nische lag vor ihnen.

»Die Fremde scheint gerade zu sich zu kommen«, bemerkte Calvell, als das Licht der Fackel auf die benommene junge Frau fiel, die frierend am Boden hockte und in Ketten geschlagen war.

»Sie ist wunderschön!« entfuhr es dem Marquis André de Brelle, als er sie sah. Er wollte sich sofort um sie kümmern und sie aufrichten, aber die Hand des alten Mannes umklammerte seinen Arm wie eine Stahlklammer und hielt ihn zurück.

»Vorsicht. Nicht so voreilig, mein lieber Marquis«, sagte er scharf.

»Aber warum? Was sollte ich fürchten? Sie ist schwach und hilflos.«

»Vielleicht ist das eine Täuschung.«

»Ich verstehe Sie nicht, Calvell.«

»In den Zeiten, die wir augenblicklich erleben, müssen wir mit allem rechnen. Jeder ist jedermanns Feind… etwas arbeitet gegen mich. Ich fühle es ganz deutlich, aber ich kann es mir nicht erklären. Vielleicht ist es jemand, der meine Künste ausspionieren will, gelungen, sie hier einzuschmuggeln? Vielleicht macht sie mit den Revolutionären oder einer Hexe, die mit ihnen zusammenarbeitet, gemeinsame Sache? Vorsicht ist geboten.«

Die Angekettete stöhnte leise. Mit schwacher Stimme teilte sie den beiden Ankömmlingen mit, daß sie erbärmlich friere, Hunger und Durst hätte.

Danielle de Barteaulieé, die Frau mit den Hexenkräften, die durch

einen Pakt ihres Vaters mit den Mächten der Finsternis unter anderem auch zu ewiger Jugend gekommen war, beobachtete amüsiert das Spiel, das sie hier mit ihren Kräften inszenierte.

Calvell merkte die Täuschung nicht.

Danielle produzierte mit ihrer Magie ein Bild, das in Wirklichkeit nicht vorhanden war.

Es war ein dreidimensionales Abbild ihrer Vorstellungen. Selbst wenn Calvell oder der ihn begleitende Marquis auf die Idee kämen, die Gestalt in den Ketten anzufassen, sie würden feste Materie spüren. Auch dafür hatte sie gesorgt. Alles mußte so echt und überzeugend wie möglich sein, sie durfte sich keinen Fehltritt erlauben.

Die echte Danielle aber war frei, eingeschmolzen in den tiefen Schatten hinter den beiden Männern und bekam alles mit.

»Wo… bin ich?« ließ sie Danielle in den Ketten sagen. »Wie… komme ich… hierher?«

»Sie sind in meinem Hause«, entgegnete Calvell und trat vorsichtig zwei Schritte näher. »Wie Sie hierher kommen, kann ich Ihnen allerdings nicht beantworten. Dies hatte ich von Ihnen zu erfahren gehofft, Mademoiselle.«

Er ging neben ihr in die Hocke.

Die durch magische Kraft erzeugte Halluzination wirkte überzeugend und lebensecht.

Die angekettete Danielle de Barteaulieé machte einen mitleiderregenden Eindruck, wirkte schwach und kraftlos, und man sah ihr an, wie ihr die Kälte zusetzte.

»Bringen Sie eine Decke, Calvell!« verlangte André de Brelle. »Sie wird sich sonst den Tod holen.«

»Sofort, Marquis. Nur noch ein paar kurze Fragen.«

Die Danielle-Halluzination wandte den Kopf und blickte aus dunklen Augen die beiden Männer hilfesuchend an.

»Wo kommen Sie her, Mademoiselle?« richtete Calvell seine Frage an die Gefangene.

»Aus Paris.«

Zwischen den Augen des Fragenden entstand eine steile Falte. »Und dort sind Sie so herumgelaufen… wie Sie jetzt angezogen sind?« fragte er ungläubig.

Er berührte vorsichtig ihren seidigen, dunklen Rock und den knisternden Stoff der Bluse. »Eine seltsame Mode, die man derzeit in Paris trägt, finden Sie nicht auch? Ich war zwar schon lange nicht mehr in der Stadt, doch ich kann mir nicht vorstellen, daß man inzwischen dort so herumläuft…«

»Ich kann nicht verstehen, wie Sie… und der Marquis gekleidet sind… altmodisch…«

Da ließ der Marquis ein leises, gurrendes Lachen hören.

»Altmodisch, Mademoiselle? Aus welcher Zeit stammen Sie? Das ist der letzte Schrei, das trägt man in Paris… Sie sind wunderschön. Aber Ihre Kleidung ist – gestatten Sie mir diese Bemerkung – doch sehr fade, nichtssagend und geschmacklos. In den Kleidern, die unsere Damen tragen, würden Sie aussehen wie eine Prinzessin.«

»Nicht nur Ihre Kleidung unterscheidet sich von dieser Zeit«, fuhr Calvell fort, »sondern auch Ihre Sprache. Sie sprechen ein merkwürdiges Französisch, Mademoiselle… dem etwas fehlt…«

»Es ist die Sprache meiner Zeit«, entgegnete die dreidimensionale, körperhafte Halluzination mit aufeinanderschlagenden Zähnen. »Ich bin ohne mein Zutun hierher gekommen…« Und dann berichtete sie offen von ihrem Erlebnis in dem Wachsfiguren-Kabinett auf dem Rummelplatz von San Francisco.

»San Francisco?« Calvell dehnte das fremde Wort.

»Eine Stadt an der Ostküste der Vereinigten Staaten?«

Da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen.

Sie agierte hier mit Begriffen, die den Menschen dieser Zeit noch nicht allgemein bekannt waren!

Sie beschrieb das Kabinett und den Angriff, der auf sie erfolgt war und dessen Verursacher sie nicht kannte. Während sie sprach, ließ die echte Danielle de Barteaulieé, die hinter den Ahnungslosen stand, noch mal das komplette Geschehen vor ihrem geistigen Auge ablaufen, und auch noch mal ihren ganzen Weg durch das Panoptikum des Deutschen Horst Halbach.

Menschen aus der Zeit der Französischen Revolution waren auch dargestellt.

Sie erinnerte sich dunkel an einen Marquis in blauem, goldbestickten Brokatanzug, an sein reich verziertes Hemd und die kostbare Perücke, die er getragen hatte.

Die dargestellte Figur in Halbachs Kabinett wies eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Mann im hellen Brokatanzug auf, der nun Calvells Hilfe forderte.

Der Mann, von dem sich die beiden vorhin unterhalten hatten, stand rund zweihundert Jahre von diesem Tag entfernt in einem mobilen Wachsfiguren-Kabinett.

Es war André de Brelles Zwillingsbruder Jean!

Calvell, der sich geheimer Künste bediente, um Gefährdete vor Mord-Kadern zu schützen, transferierte diejenigen, die sich ihm anvertrauten in die Zukunft. Aber sie kamen dort nicht lebend an. Sie – wurden zu Statuen, die als Attraktionen in Horst Halbachs ›Panoptikum der Zeiten‹ durch die Welt reisten und einem staunenden Publikum vorbestellt wurden.

Danielle de Barteaulieés Herz begann heftiger zu schlagen, und der Alchimist lauschte plötzlich in die Dunkelheit hinter sich.

»Hören Sie das auch?« fragte er unvermittelt.

»Was?«

»Das Klopfen.«

»Es ist… mein Herz«, meldete sich die Danielle-Halluzination. »Ich habe Angst, weil ich anfange zu begreifen…«

Damit zog sie die Aufmerksamkeit wieder auf sich, und die echte Danielle, die in den Schatten hinter den beiden Männern wie in einen Mantel eingehüllt war, konnte aufatmen.

Über das Maß der Fähigkeiten, die der Alchimist besaß, hatte sie sich noch keine Meinung bilden können. Auch welcher Kräfte er sich bediente, vermochte sie nicht zu sagen. Ebenfalls bis zur Stunde war ihr unbekannt, ob er eigentlich genau wußte, was er in Gang setzte und was mit den Menschen geschah, die er gewissermaßen ›verschwinden‹ ließ.

»Was haben Sie begriffen, Mademoiselle?« wandte sich Calvell an die (vermeintliche Gefangene.

»Was Sie tun… ich komme aus einer anderen Zeit, aus der, in die Sie den Marquis versetzten. Und ohne irgendein Dazutun von meiner oder Ihrer Seite… muß es so etwas wie einen Kurzschluß gegeben haben. Der Ablauf hat sich automatisch in Gang gesetzt. Nur in umgekehrtem Sinn. Ich stamme aus der Zeit der Zukunft… dort spricht man so, wie ich jetzt spreche, und man kleidet sich so, wie ich angezogen bin.«

»Berichten Sie!« flüsterte Calvell erregt. »Erzählen Sie uns von der Welt der Zukunft!«

»Das will ich gern tun. Wenn ich durch Sie erfahren kann, wie ich wieder in meine Heimat zurückkomme.«

Calvell nickte. »Nichts einfacher als das.« Spätestens nach diesen Worten aus dem Mund ›Danielles‹ schien er überzeugt davon zu sein, daß er nichts mehr durch sie zu befürchten hatte, daß sie keine Spionin oder Hexe war.

»Was für ein Ereignis!« kam es wie ein Hauch über seine Lippen. »Eine Botin aus der Zukunft…«

In fliegender Hast beeilte er sich plötzlich, ›Danielle‹ von den Ketten zu befreien.

Die echte Danielle war erleichtert. Sie hatte einen ersten Sieg errungen. Es war auch höchste Zeit, es strengte sie an, auf zwei Ebenen ihre Hexenkräfte einzusetzen. Sie mußte die Halluzination aufrechterhalten und gleichzeitig sich selbst im Schatten verbergen.

Bei der erstbesten Gelegenheit wollte sie die Halluzination, das Spiegelbild ihrer Person, auslöschen und durch sie ersetzen.

»Holen Sie eine Wolldecke, schnell, Marquis«, stieß er erregt hervor. »Auf der Bank vor dem Kamin liegen mehrere…«

»Und was wird aus meiner Rettung Calvell?«

»Eins nach dem anderen. Vielleicht brauchen Sie nicht mal allein zu gehen, sondern können jemand mitnehmen. Eine hübsche Begleiterin zum Beispiel. Was für ein Augenblick!« geriet er ins Schwärmen. »Ich hätte nie geglaubt, jemals zu erfahren, was auf der anderen Seite des Zeitstromes geschieht. Bisher war es stets so, daß ein Versetzen nur von hier aus möglich war. Aber vielleicht haben Sie recht, Mademoiselle, und es ist durch den mehrfachen Gebrauch der letzten Zeit eine Übersensibilisierung der Ströme eingetreten, so daß nun eine wechselseitige Wirkung besteht. Wir werden sofort einen Versuch machen, Mademoiselle, das verspreche ich Ihnen… Sie werden bestimmt wieder dorthin zurückkehren können, woher sie gekommen sind.«

Hoffentlich nicht als Wachsfigur in Halbachs Panoptikum, ging es der jungen Französin durch den Kopf.

Der Gedanke an den Zwillingsbruder Jean de Brelle, der den Weg in die Zukunft angetreten hatte und das, was aus ihm geworden war, beunruhigte sie…

*

Die Todesangst war augenblicklich da, und sie mobilisierte alle seine Kräfte.

Roger Hanton glaubte nicht an Geister und Dämonen, nicht an lebende Wachsfiguren.

Für ihn war das, was hier geschah, mit dem logischen Menschenverstand erklärbar…

Er war in eine Falle gegangen.

Ob Vulkins, der Antiquitätenhändler, seinen Mund nicht hatte halten können, so daß etwas durchgesickert war?

Oder war ihm selbst ein Fehler unterlaufen?

War er dem Besitzer des Kabinetts dadurch aufgefallen, weil er in den letzten Tagen so oft einen Besuch gemacht hatte?

Aber das konnte kaum möglich sein!

Er war äußerst vorsichtig und – wie er meinte – clever vorgegangen.

Jeden Tag hatte er etwas anderes angehabt, um durch seine Kleidung nicht aufzufallen. Und es war kaum anzunehmen, daß der Besitzer des Panoptikums auf jeden einzelnen Besucher achten konnte. Schließlich gingen hier täglich Hunderte von Interessenten ein und aus.

Es sei denn, dem Mann war etwas anderes aufgefallen.

Die gelockerte Rückwand!

Er hatte es der Polizei oder einem Detektiv mitgeteilt, und die hatten sich hier nach Schließung des Kabinetts verkleidet zwischen die

Wachsfiguren gestellt und ihm aufgelauert.

Man hätte ihn auf frischer Tat ertappt.

Niemand jedoch kannte bisher seine Identität, und wenn er sich einer Feststellung entzog, würde es auch schwierig sein, sie herauszufinden. Er kannte ein paar hervorragende Schlupfwinkel, in denen er sich tagelang verstecken konnte. Dies setzte allerdings voraus, daß er sie auch aufsuchen konnte.

Hanton überwand seinen ersten Schrecken und kämpfte wie ein Löwe.

Er schlug, trat um sich und versuchte, sich der Umklammerung zu entwinden.

Sein Gegner verfügte über Bärenkräfte, und Hanton merkte, wie ihm die Luft knapp wurde. Der Sauerstoffmangel machte sich in der Schnelligkeit und Elastizität seiner Bewegungen bemerkbar. Vor seinen Augen begann es zu kreisen.

Warum kam keiner der anderen zu Hilfe?

Sie waren doch in der Nähe und mußten erkennen, in welche Situation er geraten war.

Entweder bekamen sie den Kampf, der sich in erbitterter Lautlosigkeit abspielte, nicht mit, oder seine beiden anderen Helfer waren noch zu weit von der Bude entfernt, so daß ihnen die neue Lage noch nicht bekannt war.

Hanton jedenfalls kam es so vor, als kämpfe er schon seit einer Ewigkeit gegen den unheimlichen Gegner, den er nicht abschütteln konnte.

Dabei waren seit seinem Zusammenstoß mit der lebendiggewordenen Wachspuppe noch keine drei Minuten vergangen.

Da gelang es ihm, seine Finger unter die großen, kräftigen Hände zu schieben, die ihn würgten.

Trotz seiner Benommenheit wußte Hanton noch, was er machte.

Ruckartig schnellte er herum und stolperte gegen eine Zwischenwand.

Er trat auf den am Boden liegenden Dolch und erfaßte die Situation: Ihn nehmen und sich damit zur Wehr setzen!

Doch sein unheimlicher Widersacher war schneller.

Hanton erhielt einen Stoß in die Rippen, der ihn zur Seite warf. Geistesgegenwärtig suchte er Halt an einer Wachsfigur, die im Weg stand.

Er taumelte dagegen wie ein Betrunkener und stürzte mitsamt der Puppe um. Es gab einen dumpfen Schlag, als er auf dem staubigen Dielenboden landete.

Im Licht der Taschenlampe, die während des gespenstischen Kampfes zu Boden gefallen und auf die Seite gerollt war, stieg der dichte, graue Staub auf.

Aus den Augenwinkeln registrierte Hanton noch eine blitzschnelle Bewegung.

Eine weiße Hand zuckte nach vorn, griff den Dolch und stach zu.

Der nächtliche Eindringling wurde zweimal getroffen.

Hanton wußte nicht mehr, wie er auf die Beine kam.

Er taumelte aus der Öffnung. Das Blut, das er auf die Wunde preßte, sickerte zwischen seinen Fingern durch.

Vor ihm lag die dunkle, enge Budenstraße.

Er taumelte hinaus, als in dem Wohnwagen neben der Bude Licht aufflammte. Die beiden kleinen Fenster erschienen als beleuchtete Quadrate vor ihm auf dem Boden. In sie wankte er hinein.

Seine beiden Kumpane, noch rund zehn Schritte von ihm entfernt, erkannten, daß etwas Unvorhergesehenes passiert war.

Als sie den Verletzten aus dem Kabinett taumeln sahen, kamen sie ihm nicht etwa zu Hilfe, sondern machten auf dem Absatz kehrt und rannten, als würden sie von Furien gehetzt.

»Bleibt!« gurgelte Hanton mit schwacher Stimme. »Laßt mich… nicht allein… zurück… verdammt… er bringt mich… um.«

Er ging in die Knie und stürzte nach vorn, aber schlug nicht auf.

Zwei kräftige Hände fingen ihn auf, und wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich ein Mann vor ihm. Groß, blond, ein sympathischer Abenteurertyp…

Da war noch ein zweiter Mann. Er hatte eine Glatze und sah aus wie ein Inder.

Björn Hellmark und sein treuer Freund Rani Mahay waren aus Marlos angekommen.

»Vorsicht«, keuchte Roger Hanton und merkte, wie ihm die Stimme versagte. »In der Bude… einer davon ist verkleidet… der Marquis… er hat den Dolch, mit dem er…«

Ein Hustenanfall unterbrach seine Ausführungen.

Hellmark sah sich die Wunden näher an.

Es waren zwei Fleischwunden. Zum Glück war der Dolch nicht tief in den Körper eingedrungen und hatte lebenswichtige Organe verletzt.

Vom Wohnwagen her flammte eine Taschenlampe auf, und ein Mann näherte sich mit eiligen Schritten.

»Was ist denn hier los, zum Teufel noch mal?« fragte er ungehalten. »Was macht ihr denn da?«

Das war Horst Halbach, der Besitzer des Kabinetts.

Außer einer Taschenlampe trug er einen faustdicken Knüppel in der Hand.

Hellmark hob den Einbrecher vom Boden empor.

»Haben Sie Verbandszeug?« fragte er schnell. »Dieser Mann ist verletzt, wir müssen die Blutung stillen. Kann ich ihn in Ihrem Wagen behandeln?«

Der mittelgroße Mann mit dem flachen Haar und den schmalen Augenbrauen zögerte einen Moment.

Offenbar glaubte er im ersten Augenblick an ein Täuschungsmanöver und war mißtrauisch – aber dann sah er das Blut und erkannte, daß es echt war.

»Was ist denn passiert, um Himmels willen?« Er blickte sich irritiert um, starrte auf die Hände des blonden Mannes und des zwei Meter großen Inders. »Sie habe ich heute doch schon mal gesehen?« erinnerte er sich an Rani Mahay. »Waren Sie nicht am Abend zweimal im Kabinett und haben auf eine junge Frau gewartet?«

Der Koloß von Bhutan nickte.

»Das Kabinett… Vorsicht!« stieß Hanton da hervor. »Der Mörder ist noch da…«

»Sie sind verrückt, Mann!« reagierte der Deutsche Horst Halbach ungehalten, während Mahay sich in diesem Moment schon der Öffnung näherte und einen ersten Blick in den darunterliegenden Raum warf.

»Ich weiß, was ich sage«, keuchte Roger Hanton. »Sie stecken dahinter.«

»Ich?« Halbach schnappte nach Luft.

»Sie haben etwas gemerkt… haben einen Detektiv oder sonst eine Vertrauensperson aus Ihrem Bekanntenkreis beauftragt, heute nacht hier Wache zu schieben… er hat mich niedergestochen… dieses Schwein…«

Halbach schüttelte irritiert den Kopf. »Er weiß nicht, was er sagt«, preßte er erregt hervor, als ihm die ganze Tragweite des Gesprochenen bewußt wurde. »Er ist verrückt. Das Kabinett ist verschlossen. Ich habe keinen Wächter abgestellt… und…«

Da sah Halbach, wie Rani Mahay im Innern des Kabinetts verschwand.

*

Der Inder richtete sich nach dem Licht der Lampe, die in einer Mulde zwischen Trennwand und Dielenboden lag und einen breitgefächerten Schein quer durch diesen Teil des Kabinetts warf.

Zwei Wachsfiguren waren voll angestrahlt. Die Umrisse der unmittelbar danebenstehenden waren im Streulicht erkennbar.

Bizarr und unheimlich wirkte das Kabinett mit den Menschennachbildungen schon in der schummrigen und farbigen Beleuchtung, wenn es für den Publikumsverkehr geöffnet war. In der jetzigen Situation aber vermittelte es geradezu einen gespenstischen Eindruck.

Der Marquis in seiner dunkelblauen, mit Gold- und Silberfäden

durchwirkten Brokatjacke, stand direkt vor ihm.

Rani Mahay inspizierte ihn eingehend.

Er hob die von Hanton verlorene Taschenlampe auf und leuchtete die Wachsfigur an.

Die Lichtausbeute verstärkte sich noch, als Horst Halbach eintrat Hellmark war auf dem Weg in den Wohnwagen, um die Wunden des Einbrechers zu versorgen. Halbachs Frau war ihm dabei behilflich.

»Die Darstellungen sind äußerst lebensecht«, bemerkte Rani Mahay. »Der Gesichtsausdruck, der Glanz in den Augen…«

»Es sind hervorragende Arbeiten«, ließ Halbach sich vernehmen. »Nur mit lebensnahen Darstellungen können wir unsere Besucher schließlich überzeugen…«

An den im ersten Grauen herausgestoßenen Worten des Verletzten kam Mahay nicht vorbei.

War Hanton durch ein anderes Ereignis so in Panik versetzt worden, daß er in seiner Erregung und Furcht Dinge zu sehen glaubte, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren?

Hanton hatte – noch unter dem Eindruck des Schocks stehen – zugegeben, daß er insgesamt vier Figuren aus dem Halbach-Kabinett entwenden wollte, um sie einem interessierten Antiquitäten-Händler zu beschaffen.

Zwei Figuren hätte er bereits aus der Bude herausgeschafft, zu der dritten aber sei er nicht mehr gekommen, weil der Angriff erfolgte.

Der wächserne Marquis aber hielt weder einen Dolch in der Hand, noch waren seine Hände oder seine Kleidung blutbesudelt. Bei dem Kampf mit dem Dieb hätten sich zumindest auch andere kleine Lädierungen des Marquis nicht ausschließen lassen.

Gab es – noch einen anderen?

Halbach verneinte dies, und auch Rani Mahay konnte sich nicht an ein Gegenstück eines Marquis erinnern, der ›einen Entflohenen aus der Zeit der französischen Revolution‹ darstellte, wie der Besitzer erklärte.

Die beiden Männer durchstreiften das Panoptikum auf der Suche nach einem möglicherweise als Marquis verkleideten Gegenspieler Hantons. Aber den gab es nicht. Der Haupteingang war verschlossen, und außer dem Zugang, den Hanton geschaffen hatte, existierte kein weiterer.

Vergebens blieb auch die Suche nach dem Dolch, der eindeutig für Hantons Wunden verantwortlich war.

Nicht nur im Schein der Taschenlampen suchten sie danach. Halbach schaltete sämtliche Scheinwerfer an, und die Kabinen, Nischen und Pfade, die die Wachspuppen säumten, wurden taghell ausgeleuchtet.

Halbach stellte das Fehlen von zwei Puppen fest und bestätigte lediglich in diesem einen Punkt die Ausführungen des Eindringlings.

Mahay wurde während seines Aufenthaltes in dem Kabinett lebhaft an die Aussagen von Jim dem Guuf erinnert.

Jim hatte eine Hand gesehen, die einen Dolch hielt, wie er von Hanton beschrieben worden war. Die Hand des Mörders steckte in einem Hemd, wie es der Marquis trug.

Je mehr Mahay darüber nachdachte, desto rätselhafter und mysteriöser kam ihm alles vor.

Dazu paßte auch das Verschwinden seiner Danielle, die bisher nicht wieder aufgetaucht war. Das Kabinett war ihr offenbar auf eine bisher ungeklärte Weise zum Schicksal geworden.

Es waren Kräfte aktiv, die ihnen noch unbekannt waren.

Zeigte sich hier in diesem Kabinett die Spitze eines Eisberges, von dem sie noch nicht wußten, was er wirklich bedeutete? Kam es von Fall zu Fall zu Aktionen, die von bestimmten Konstellationen abhängig waren?

Was war geschehen, als Jim den Mord beobachtete?

Von dem Opfer fehlte bisher jegliche Spur.

Was war passiert, als Danielle einige Minuten länger als er im Kabinett weilte? Hatte sie etwas Bemerkenswertes entdeckt und dann keine Gelegenheit mehr gefunden, darüber zu sprechen?

Und was schließlich geschah in der Nacht, als Roger Hanton sich hier aufhielt, um vier Wachsfiguren zu entwenden? Die Waffe, die ihn verletzte, war unauffindbar.

Dinge konnten sich in Luft auflösen, wenn dämonische Kräfte im Spiel waren…

Menschen konnten verschwinden – und Wachsfiguren unter Umständen zu gespenstischem Leben erwachen, wenn aus dem Reich der Finsternis dementsprechend die Fäden gezogen wurden.

War das ›Panoptikum der Zeiten‹ ein Punkt, wo diese Kräfte sich auswirkten?

»Wer gestaltet die Figuren?« fragte Mahay unvermittelt.

Zusammen mit Horst Halbach stand er an dem aufgeschraubten und zur Seite gehobenen Teilstück der Budenrückwand.

Björn Hellmark hatte sich inzwischen zu ihnen gestellt. Roger Hanton lag verbunden im Wohnwagen, und Horst Halbach war entschlossen, die Polizei zu verständigen.

Es war verständlich, daß er den Einbruch und den Diebstahl zweier Wachsfiguren nicht übergehen konnte.

»Ich habe sie übernommen. Mein Großvater und mein Vater haben sie hergestellt«, antwortete der Kabinett-Besitzer auf Ranis Frage.

»Auch – den Raumfahrer schon?« schaltete Björn sich ein. »Die waren damals noch nicht in dieser perfekt dargestellten Weise bekannt. Das erscheint mir recht unwahrscheinlich.«

»Den Raumfahrer habe ich gestaltet«, beeilte Halbach sich zu säen.

»Ich beherrsche selbstverständlich auch die Kunst der Wachsfiguren-Herstellung.«

»Der Raumfahrer war demnach die letzte Ergänzung Ihres Kabinetts?« fragte Hellmark weiter. »Weitere Gestalten sind nicht hinzugekommen?«

»Nein«, schüttelte Halbach den Kopf.

*

»Vielleicht sollten wir uns auf ein Abkommen einigen«, schlug Björn plötzlich vor.

»Was für ein Abkommen?« fragte Halbach mißtrauisch.

»Ich werde alles daransetzen, Ihnen die entwendeten Figuren wieder zu beschaffen. Ich weiß, wohin sie gebracht werden. Hanton hat alles ausgespuckt.«

»Wunderbar!« sagte Halbach erleichtert.

»Hanton selbst ist verständlicherweise nicht daran interessiert, die Polizei in die Angelegenheit hineinzuziehen. Eine behördliche Untersuchung brächte wohl auch keinen besonderen Vorteil. Wenn man all das ungereimte Zeug zählt, das bisher zusammengekommen ist, ergibt sich kein brauchbares Bild, nicht wahr? Es gibt keine Tatwaffe und keinen Täter – obwohl doch beides, dem logischen Menschenverstand nach, vorhanden sein müßte.

Fragen, die man Ihnen stellt, würden alles nur noch mehr verschleiern, weil das, was Sie darauf antworten, von niemand erstgenommen werden könnte. Stellen Sie sich die Schlagzeilen vor: Es spukt im ›Panoptikum‹. Untertitel: In welcher Wachsfigur verbirgt sich der unsichtbare Mörder?«

»Das wäre keine gute Sache, da haben Sie recht«, sinnierte Halbach, der ins Nachdenken geraten war. »Was schlagen Sie mir vor? Der Einbrecher muß zur Verantwortung gezogen werden.«

Hellmark nickte. »Daran möchte ich Sie auch nicht hindern. Ich möchte Sie lediglich bitten, dies ein wenig aufzuschieben. Hanton ist derzeit durch den Vorfall gestraft genug. Er wird Ihr Kabinett so schnell nicht mehr betreten. Was er jedoch erlebt hat, läßt den Schluß zu, daß es in Ihrem Panoptikum von Zeit zu Zeit nicht mit rechten Dingen zugeht.«

»Sie meinen: es spukt?«

»Ja. Um hinter die Kulissen zu blicken, wäre es richtig, das Kabinett eine Zeitlang unter gezielter Beobachtung zu halten. Sicher können Sie eine Hilfskraft in Ihrem Unternehmen brauchen.«

»O ja jederzeit. Allerdings kann ich nicht viel bezahlen. Die Geschäfte gehen schlecht, die Kosten sind hoch. Unterkunft, Essen und ein kleines Taschengeld wären drin.«

»Es geht nicht ums Geld«, meinte Rani Mahay, der begriff, worum es seinem Freund zu tun war.

»Zwei kräftige Hände sind mir willkommen. In zwei Tagen geht es weiter.«

»Ich werde da sein, wohin Sie auch gehen«, bemerkte Mahay beiläufig.

Halbach senkte den Kopf. »Jetzt, da Sie es angesprochen haben«, murmelte er nachdenklich, »kann ich es Ihnen auch anvertrauen. Ich habe die ganze Zeit über schon das Gefühl, daß in dem Panoptikum etwas vorgeht, wofür es eine natürliche Erklärung nicht gibt.«

Hellmark hob kaum merklich die Augenbrauen und blickte Horst Halbach aufmerksam an.

»Was ist es, Mister Halbach?«

»Geräusche… ich habe öfters nachts Geräusche gehört und bin ins Kabinett gegangen. Manchmal ist es mir auch so vorgekommen, als hätte eine der Wachsfiguren sich bewegt oder ihren Standort gewechselt… Meiner Frau habe ich diese Beobachtungen mitgeteilt, aber sie hielt mich für überspannt… so habe ich schließlich weiterhin nichts mehr in dieser Richtung verlauten lassen und stillschweigend die Befürchtung genährt, daß nachts in dem Kabinett wirklich Dinge vorgehen, die sich meinen Augen entziehen.«

»Haben Sie jemals versucht, eine Erklärung für die rätselhaften Dinge zu finden?«

»Nur die eine, daß ich offenbar auf dem Weg bin, verrückt zu werden.«

Seine Worte waren noch nicht verklungen, als etwas Unheimliches geschah.

Ein zischendes Geräusch fuhr durch das Innere des Kabinetts.

Es gab schnelle, kurze Schläge gegen die Budenwände, und es knatterte im Zeltdach, als würden riesige Vögel von innen dagegenfliegen.

Heulen und Pfeifen war zu hören, als würde sich in dem Kabinett ein gewaltiger Orkan austoben.

Rani Mahay und Björn Hellmark spurteten los, noch ehe Horst Halbach begriff, was da eigentlich geschah.

In dem Moment, als die beiden Freunde die Öffnung in der Rückwand erreichten, fiel das aufgeblähte Zeltdach wieder in sich zusammen, das Klopfen und Fauchen verebbte, und Totenstille kehrte ein.

Horst Halbach war bleich, als er auf Mahays und Hellmarks Höhe ankam.

»Was… war denn das?« fragte er.

»Das hat sich angehört, als wäre ein böser Geist ausgefahren«, antwortete Björn Hellmark knapp, und er sagte es genauso, wie er es

empfand.

Der Schausteller, der über seinem Pyjama einen seidig schimmernden Morgenmantel trug, faßte sich an der Gurgel. »Ich habe Angst«, sagte er rauh. »Hier gehen Dinge vor, die ich mit meinem Verstand nicht mehr erfasse.«

»Nichts geschieht ohne Grund«, erwiderte Hellmark. »Vielleicht sitzt der Wurm wirklich in Ihrem Kabinett. Sie sollten uns noch viel über die Herkunft des Kabinetts, über die Herstellung der Wachsfiguren und über die Dargestellten erzählen… Vielleicht liegt darin ein Geheimnis, eines, das sich von Tag zu Tag mehr bemerkbar macht und zur tödlichen Gefahr geworden ist… Rani wird sich mit Ihnen unterhalten, Mister Halbach. Ich habe Ihnen versprochen, die beiden entwendeten Wachsfiguren zurückzubringen. Und das will ich jetzt tun…«

*

Vier Motorradfahrer brausten durch das nächtliche San Francisco.

Zwei fuhren in den östlichen Stadtteil und folgten nicht den beiden Kumpanen, die bereits im Besitz der Wachsfiguren waren.

Zwischen den Motorrädern, die sich auf dem Weg zum Haus des Antiquitäten-Händlers befanden, betrug der Abstand etwa eine Meile.

Der erste Motorradfahrer hatte wie vereinbart wenig befahrene, stille Seitenstraßen benutzt.

Auf seinem Rücksitz hockte zusammengekauert und festgeschnallt die Nachbildung eines Mönchs, dessen braune Kutte im Fahrtwind flatterte.

Passanten, die um diese Zeit noch unterwegs waren, achteten entweder nicht auf das ungewöhnliche Paar auf dem Motorrad, oder sie merkten den ungewöhnlichen Sozius erst, als die Maschine schon vorbei war.

Keiner dachte sich etwas Besonderes dabei, schon gar nicht daran, daß es sich bei dem Sozius um eine Wachsfigur und nicht um einen Menschen handeln könnte.

In der Dunkelheit und bei der Schnelligkeit des Fahrenden war alles bereits vorbei, ehe man genauer hinsah.

Aber – war der Mönch wirklich eine Wachspuppe?

Der Kradlenker, der als erster die Fell Street entlangkam, hatte plötzlich das Gefühl, um die Hüften gepackt zu werden.

Der Mann zuckte zusammen.

Da war es wieder, diesmal so stark, daß ihm die Luft wegblieb. Der Griff durch die Lederjacke fühlte sich so massiv an, daß er es nicht glauben wollte.

»Heh?!«

Der Fahrer warf den Kopf herum und nahm automatisch das Gas weg, um die Geschwindigkeit zu verringern.

Er erhielt im gleichen Augenblick einen Schlag in die Rippen, der ihn die Beherrschung über seine Maschine verlieren ließ.

Das Motorrad geriet ins Schlingern. Der Fahrer trat noch heftig auf die Bremse und verschlimmerte dadurch seine Situation noch mehr.

Die Maschine jagte mit quietschenden Reifen über die Fahrbahn. Geistesgegenwärtig gelang es dem geschockten Fahrer noch, das Krad so herumzuziehen, daß er einen Frontalzusammenstoß mit der Hauswand vermeiden konnte.

In irrsinnigem Tempo jagte er in eine Seitenstraße. Das schwere Krad rutschte ihm weg, knallte an die Bordsteinkante und überschlug sich.

Der Fahrer und der Mönch wurden durch die Luft geschleudert.

Der Kradfahrer flog gegen eine Hauswand und blieb reglos liegen.

Die lebendig gewordene ›Wachspuppe‹ verhielt sich ganz anders. Sie schwebte durch die Luft wie in Zeitlupe und schien die Wucht und die Eigengesetzlichkeit der Bewegung völlig neutralisiert zu haben.

Rund fünfzig Meter währte der unnatürliche Flug, dann kam der Mönch langsam wieder herunter.

Seine Beine streckten sich, auch seine Arme kamen nach vorn, so daß es aussah, als würde er sie spreizen, um den Luftwiderstand auszunutzen.

Federnd und ohne besondere Härte kam die »Figur« auf. Wie abgezirkelt ereignete sich dies genau im Schatten zwischen zwei Häusern, die unbeleuchtet am Ende der Straße standen.

Der Mönch warf nur einen kurzen, flüchtigen Blick auf die Stelle, wo der provozierte Unfall sich ereignet hatte.

Das Motorrad lag quer über Straße und Bürgersteig. Die Räder der Maschine, ohne Bodenberührung, drehten sich noch rasend schnell. Öl und Benzin liefen aus, auf dem Asphalt lagen zahllose Glassplitter.

Der Kradlenker rührte sich noch immer nicht, und lag in verkrümmter Haltung vor der Hauswand.

Die ersten Bewohner, die durch den Krach aus den Betten gelockt worden waren, zeigten sich an den Fenstern.

Die Menschen sahen, was geschehen war.

Außer der Unglücksmaschine war weit und breit kein anderes Fahrzeug zu sehen. Offenbar war ein zweiter auch an dem Unfall – wie die Polizei wenig später aufnahm – nicht beteiligt.

Alkohol und überhöhte Geschwindigkeit schienen bei dem Geschehen eine Rolle gespielt zu haben.

Fast zur gleichen Zeit ereignete sich wenige Straßenecken entfernt ein ähnlicher Vorfall.

Wieder war nur ein Motorradfahrer daran beteiligt.

Der Unglücksfall passierte nur wenige hundert Meter von der Toreinfahrt des Antiquitätengeschäftes in der Webster Street entfernt.

Der hockende thailändische Mönch auf dem Sozius bewegte sich plötzlich.

Wie durch Zauberei fielen von seinen Armen und Beinen die Ledergurte, die ihm einen festen Halt auf dem Motorradsitz gewährleisteten.

Sie flogen im Fahrtwind davon. Das flammend rote Gewand der »Wachsfigur« bewegte sich plötzlich gegen den Wind. Mit blitzschneller Handbewegung stülpte der Mitfahrer dem Kradlenker den roten Stoff über den Helm.

Der Mann fuhr herum und verriß das Steuer, das Unheil nahm seinen Lauf.

Die schwere Maschine schlitterte über die Fahrbahn und krachte mit hohem Tempo gegen einen Laternenpfahl. Das Vorderrad wurde förmlich auseinandergerissen, und die Wucht des Aufpralls spaltete selbst Lenker und Tank.

Es gab einen Knall, als würde ein Düsenjäger die Schallmauer durchbrechen. Die Menschen in der Straße, die im ersten Schlaf lagen, schreckten hoch und eilten zu den Fenstern.

Noch ehe sie jedoch die Vorhänge beiseitegezogen und die Fensterflügel geöffnet hatten, eilte aus dem dunklen Hinterhof ein Mann hervor, der ebenfalls durch den Lärm angelockt worden war.

Björn Hellmark!

In der Dunkelheit des Hinterhofes hatte er die Ankunft der Maschinen und der beiden entwendeten Figuren abwarten wollen.

Die Dinge entwickelten sich unerwartet in eine unvorhergesehene Richtung.

Hellmark jagte los und eilte über die Straße auf die Maschine zu, aus der eine Stichflamme schoß und kerzengerade in den nächtlichen Himmel stieg.

Der Herr von Marlos wich wie ein hakenschlagender Hase aus und stürzte sich auf den Mann, der unter dem zerquetschten Vorderrad lag, und über dessen Lederanzug sofort meterhohe Flammen schlugen.

Björn Hellmark war der erste, der die grauenvollen Ereignisse aus nächster Nähe mitbekam, der am Unfallort Erste Hilfe leistete, und dem auch das andere nicht entging.

Der thailändische Mönch!

Zeitlupenhaft langsam, als gälten für ihn andere physikalische Bedingungen, zog er eine bogenförmige Bahn über die nahen Häuser hinweg, tauchte in den Schatten eines mehrstöckigen Mietsgebäudes und entzog sich so Hellmarks Blicken.

Aber der Herr von Marlos reagierte auf seine Weise – wie gewohnt schnell.

Er verdoppelte sich.

Seit seinem schrecklichen Unfall verfügte er über die wunderbare Fähigkeit, seinen Körper verdoppeln zu können.

Während er selbst quasi im letzten Augenblick und unter Einsatz seines eigenen Lebens den Verunglückten unter der brennenden Maschine hervorzerrte und mit bloßen Händen noch die ersten, über den Lederanzug leckenden Flammenzungen erstickte, tauchte er gleichzeitig mehrere hundert Meter entfernt noch mal auf.

Mit einer Kopie seines Leibes, seinem Zweitkörper, der aus einer feinstofflichen Substanz bestand und so etwas wie ein Astralleib war.

Sein Zweitkörper war mit allen Sinnen ausgestattet und glich dem Original wie ein Ei dem anderen.

Björn kümmerte sich um den Motorradfahrer, der trotz des Helms schwerste Kopfverletzungen erlitten hatte. Sein Gesicht war blutüberströmt und die Schädeldecke aufgerissen. Puls und Herzschlag waren nicht mehr zu fühlen.

Gleichzeitig verfolgte Björn mit seinem Zweitkörper die Aktionen des Mönches, der nur wenige Schritte entfernt in der Dunkelheit aufkam.

Eine lebende Wachsfigur!

Sie stand nur einige Schritte von Hellmarks Doppelkörper entfernt im Schatten des großen Hauses und löste sich gerade von dort.

Der thailändische Mönch kam direkt auf den einsamen Beobachter zu, der sich seinerseits in Bewegung setzte.

Während Björn Hellmark mehrere Straßenecken weiter die ganze Aufregung um den Unfall mitbekam, die aufgeregten Aktionen der Anwohner erlebte und aus der Ferne das Heulen einer Polizeisirene hörte, wurde sein Bewußtsein gleichzeitig mit den Eindrücken gespeist, die sein Zweitkörper empfing.

Alles, was dieser sah und hörte, alles, was dieser unternahm – wurde ihm kenntlich gemacht. Er stand mit seinem feinstofflichen Leib über ein unsichtbares Band ständig in Verbindung.

In diesen Sekunden, wo er den letzten schlüssigen Beweis dafür erhielt, daß im Zusammenhang mit dem »Panoptikum der Zeiten« und übersinnlichen Ereignissen Unerklärliches vorging, reagierte er erneut schnell und unkonventionell.

Er bewies, daß er den Namen »Macabros« zu Recht trug.

Im allgemeinen bezeichneten seine Freunde damit seinen Zweitkörper, aber hundertprozentig stimmte dies nur, wenn er auch die Dämonenmaske trug. Sie veränderte sein Äußeres und ließ ihn »makaber« erscheinen – machte ihn zu Macabros.

Nur zwei Sekunden dauerte die Ausführung des Planes.

Ein kurzer Gedanke genügte.

Hellmark dachte an Marlos und schickte seinen Zweitkörper

dorthin zurück.

Macabros verschwand im Bruchteil einer Sekunde, löste sich vor der lebenden Wachsfigur auf und materialisierte auf der obersten Stufe im Innern der Geister-Höhle, in der sich seine einmalige Trophäen-Sammlung befand.

Neben dem steinernen Thron, dem obersten der Treppen-Pyramide, die sich nach unten hin verbreiterte, wo die Skelette in verschiedenfarbigen, kostbaren Gewändern hockten, standen ein länglicher Behälter und eine kleine Truhe.

In ihr lag die Dämonenmaske, die aus der Haut eines Abtrünnigen gefertigt worden war und auf Umwegen in Björns Hellmarks Besitz gelangte.

Hellmarks Zweitkörper griff blitzschnell nach der Maske und stülpte sie sich sofort über.

Aus dem unscheinbaren grau-braunen Stück Stoff, der an einen abgeschnittenen Damenstrumpf erinnerte, wurde im gleichen Moment die wahre Maske.

Das Aussehen des Mannes veränderte sich, er wurde wirklich zu Macabros.

Auf seinen Schultern prangte ein unheimlicher Totenschädel, in dessen Augenhöhlen ein geisterhaft grünes Licht pulsierte.

Macabros' Körper zerfloß wieder, wurde wie eine Spukerscheinung – und löste sich auf. In der zweiten Sekunde, die seit der Auflösung in der dunklen Straßenecke vergangen war, kehrte er wieder dorthin zurück.

Die Umgebung der Höhle wurde abgelöst durch das nächtliche Straßenbild San Franciscos.

Macabros kam mit der Dämonenmaske.

Wenn immer es eine bösartige Kraft gab, die den wächsernen Leib beseelte, würde sie sich jetzt zu erkennen geben, denn dem Anblick der Dämonenmaske konnte kein Dämon widerstehen. Er würde zerfließen, oder sich in einer schwefelgelben Wolke auflösen und nie wiederkommen…

Aber – was war das?

Der thailändische Mönch, den er eben noch in Lebensgröße vor sich hatte, saß in hockender Stellung auf dem Boden und rührte sich nicht mehr.

Der Mann mit der Dämonenmaske, in der die Augen eines Menschen etwas anderes sahen als ein Geschöpf der Finsternis, ging auf den Hockenden zu und berührte ihn.

Der hagere Mann blieb reglos wie eine Puppe.

Sie hatte genau wieder die Stellung inne, mit der sie im Panoptikum des deutschen Schaustellers tagsüber zu sehen war.

Das seltsame, rätselhafte Leben, das sie noch vor zwei Sekunden

erfüllte, war erloschen.

Die Haut des thailändischen Mönchs fühlte sich kühl und hart an.

Aber – nicht wie Wachs!

Macabros fuhr zusammen, als er es registrierte.

Die Oberfläche gab geringfügig nach wie eine dicke Hautschicht, auf der man mit heftigem Pressen eine Druckstelle hinterlassen konnte.

Die Oberschicht ließ sich abkratzen – und zurück blieb ein blutiger Streifen…

Björn Hellmark, der eine Meile entfernt den Abtransport des toten Kradfahrers noch miterlebte und sich dann nach seinen Aussagen zur Sache in die Dunkelheit einer Seitenstraße zurückzog, wußte, daß diese neue Entdeckung eine umgehende Überprüfung auch der anderen Wachsfiguren bedeutete. Sie waren gar nicht aus Wachs!

Bei ihnen handelte es sich um wirkliche Menschen, die zu einem gespenstischen, unwirklichen Dasein verdammt worden waren.

War es das, was Danielle de Barteaulieé durch Zufall entdeckte und deshalb ebenso spurlos verschwinden mußte wie möglicherweise jene Menschen, die im ›Panoptikum‹ Gefangene waren und je nach Laune eines unheimlichen Geistes belebt wurden?

Macabros packte den hockenden Mönch unter den Armen. Er ließ sich verhältnismäßig leicht heben.

Mit dem Zweitkörper versetzte Björn Hellmark sich zurück auf den Rummelplatz, wo inzwischen alles wieder ruhig geworden war.

In Halbachs Wohnwagen war das Licht erloschen, und vereinbarungsgemäß war auch Rani Mahay in einem kleineren Zweitwagen untergebracht, in dem ein schmales Notbett stand.

Die Öffnung in der Rückwand des Panoptikums war wieder verschlossen.

Macabros versetzte sich ins Innere der Bude und brachte die ›Wachsfigur‹ wieder an ihren alten Platz zurück, wo die Beschriftung ›Mönch aus Thailand‹ noch befestigt war.

Dann holte sich Björn Hellmark mit Hilfe seines Zweitkörpers, den er an jeden beliebigen Ort delegieren konnte, selbst auf den Rummelplatz zurück.

Hellmark weckte mit leisem Klopfen den Inder und informierte ihn über die Ereignisse.

»Die Rätsel, Rani, werden größer, anstatt kleiner«, flüsterte er ihm abschließend zu. »Ich habe inzwischen von einem zweiten Unfall gehört, der sich einige Straßenecken weiter von der Toreinfahrt zum Vulkins-Anwesen ereignet haben soll. Ein Unfall unter ähnlichen Vorzeichen…

Scheinbar war der Fahrer betrunken oder ist zu schnell gefahren oder beides geschah… Wieder kein Wort von einer Wachsfigur, die –

wie wir wissen – transportiert wurde. Wäre ich nicht zufällig auf den Thai aufmerksam geworden, hätte ich auch das Besondere nicht erkannt.

Fehlt also noch der zweite Mönch.

An diesem Kabinett, Rani, ist mehr ungereimt, als wir bisher ahnten und Halbach möglicherweise selbst weiß. Oder – falls er etwas weiß – versteht er es jedenfalls sehr gut, dies zu verbergen.

Das ›Panoptikum der Zeiten‹ ist der Schlüssel zu einem Rätsel, das wir schnellstens lösen sollten. Wenn wir das Geheimnis des Kabinetts kennen, erfahren wir möglicherweise auch etwas über Danielles Schicksal. Ich habe einen furchtbaren Verdacht, Rani, und hoffe, daß er sich nicht bestätigen wird…«

Der Inder, der schon so lange mit Björn Hellmark verkehrte und im Verlauf vieler gefährlicher Abenteuer mit dem Freund verwachsen war, konnte sich denken, was hinter Björns Stirn vorging.

»Du vermutest, daß es eine dämonische Kraft gibt, die ihre Opfer aus verschiedenen Zeiten holen kann und dann in diesem Panoptikum als Rummelplatz-Sensation anbietet. Die ›Opfer‹ werden irgendwo auf eine besondere Weise präpariert. Und Danielle konnte sich an diesem unbekannten Ort aufhalten…«

Um innerhalb der nächsten Zeit – setzte er seine Gedanken im stillen fort – auch hier in diesem Kabinett zur Schau gestellt zu werden.

Björn Hellmark nickte. »Es ist nur eine Überlegung«, murmelte er nachdenklich, »und sie setzt voraus, daß Halbach uns bewußt oder unbewußt angelogen hat, als er behauptete, die ›Puppen‹ von seinem Großvater und seinem Vater übernommen zu haben. Ich werde im Innern des Kabinetts Stellung beziehen. Möglich, daß unser überfälliger Mönch noch auftaucht. Überhaupt habe ich das Gefühl, daß es eine aufregende Nacht werden wird… Irgend etwas, Rani… oder irgend jemand hat uns als Zielscheibe auserkoren.«

Den Namen brauchte er erst gar nicht zu nennen.

Hellmark dachte an Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin und – seine Todfeindin…

*

Der Alchimist blickte dem Marquis nach, als er mit der Fackel in der Hand den Korridor zurückeilte.

Dieser Moment von Unachtsamkeit genügte der jungen Französin.

Danielle löste das Spiegelbild ihrer Erscheinung augenblicklich auf und verließ den Schatten, in dem sie ihren wirklichen Körper verborgen hielt.

Calvell, der Mann, der einen Weg gefunden hatte, Bedrängte und

Verfolgte in eine andere Zeit zu versetzen, bemerkte nichts von dieser Manipulation.

»Ich werde Ihnen alles zeigen, Mademoiselle«, sagte er aufgeregt wie ein kleiner Junge, und seine Augen strahlten. »Es ist erstaunlich, wie die Magie der Alten wirkt.«

»Welche Magie? Es ist kein technisches Phänomen?«

»Aber nein! Ich bin durch meine wissenschaftliche Arbeit in diesem Turm zwar daraufgestoßen, aber die Herkunft der Kraft, die sich von Fall zu Fall beschwören läßt, ist alles andere als wissenschaftlich. In diesem unterirdischen Gewölbe muß vor langer Zeit schon jemand experimentiert haben, mit Formeln und Beschwörungen, die ihm der Teufel zugeflüstert hat, oder die er durch einen Zufall in einem vergilbten Pergament fand. Bis heute habe ich, wie bereis gesagt, die Ursache nicht ergründen können. Aber die Wirkung ist vorhanden, und sie spricht für sich.

In dem kaum lesbaren Papier habe ich die Beschwörungsformeln entdeckt und auch einige Erklärungen in meiner Sprache dazu gefunden. Die Zeit ist ein eigenwilliges Ding… Man kann sie beherrschen, beispielsweise seinen Feinden entkommen, wenn man die Dinge richtig anzuwenden weiß und…«

Er hatte sich in Rage geredet und hätte bestimmt weiter gesprochen, wenn die lauten Geräusche vom vorderen Ende des Gewölbes ihn nicht abrupt hätten abbrechen lassen.

Ein berstendes Krachen war zu hören.

»Die Tür!« entfuhr es Calvell.

Dann hallten Schreie und laute Rufe durch das Halbdunkel.

»Da ist er! Hatte ich doch recht!« rief eine triumphierende Stimme in Französisch.

Im Zwielicht waren mehrere wilde Gestalten zu sehen, die sich im aufwirbelnden Staub Silhouettenhaft abzeichneten.

Bewaffnete!

Matt blinkten die Degen, mit denen sie aus dem Halbdunkeln des Seitengangs stürzten.

»Marquis!« brüllte der Alchimist und beging im gleichen Augenblick einen nicht wieder gutzumachenden Fehler. Calvell stürzte los.

In seinen Ruf mischte sich ein gellender Aufschrei.

Der Marquis André de Brelle taumelte aus der Alchimistenküche. Die Fackel entfiel seinen kraftlos gewordenen Händen. Er taumelte gegen die Wand, wurde von mehreren Degen durchbohrt und brach zusammen.

»Zurück, Calvell!« rief Danielle de Barteaulieé noch, die ahnte, was sich ereignet hatte.

Horden, die die feine Gesellschaft jagten, hatten das Versteck des

Alchimisten entdeckt und gestürmt. Und de Brelle war ihnen direkt in die Arme gelaufen.

Den gleichen Fehler beging jetzt Calvell.

Er wollte nicht wahrhaben, daß sein unterirdisches Versteck ausgekundschaftet worden war.

»De Brelle… Sie Narr!« schrie er. »Sie waren nicht vorsichtig genug. Raus, ihr Gesindel!« brüllte er unbeherrscht. »Ihr habt hier nichts zu suchen. Hier bin ich zu Hause.«

Danielle spurtete los.

Vorn an der Ecke des Korridors, vor André de Brelle, tauchte eine Gestalt auf. Sie hielt eine geladene Armbrust in der Hand.

Der Finger krümmte sich, und der kurze Pfeil zuckte blitzartig nach vorn.

»Aaaggghhh!«

»Calvell!«

Der Alchimist griff sich an die Brust, lief mit dem Pfeil, der sich tief hineingebohrt hatte, noch zwei Schritte und brach zusammen.

Danielle de Barteaulieé sah sechs, acht bewaffnete Eindringlinge mit Gebrüll und Freudengeschrei auf sich lostürmen.

*

Er merkte im Halbschlaf, daß sich in seinem Wohnwagen etwas bewegte und war im selben Moment hellwach.

Es klapperte leise.

Horst Halbach fuhr in die Höhe.

Seine Frau lag in dem kleinen Raum hinter ihm und hatte die Tür geschlossen. Sie hatten sich für getrennte Schlafräume entschieden, da er manchmal nach dem normalen Betrieb noch stundenlang mit Schreibarbeiten beschäftigt war.

Von der zurückgeklappten Schreibplatte kam das Geräusch her.

Halbachs Hand zuckte zum Lichtschalter.

Die Augen des Mannes weiteten sich, als er sah, was neben dem Stuhl zwischen Bett und Schreibtischplatte lag:

Ein blutverschmierter Dolch!

»Ist da jemand?« Halbachs Stimme klang belegt, die Frage kam mechanisch über seine Lippen.

Er schlug die Decke zurück, schwang die Beine über die Bettkante und griff nach dem geladenen Revolver, der stets unter dem Kopfkissen lag. Für alle Fälle. Auf Rummelplätzen tauchten manchmal Gestalten auf, die nichts Gutes im Sinn hatten; seit Halbach durch die Staaten zog, fühlte er sich mit einer Waffe unter dem Kopfkissen wohler.

Diebe und anderes Gesindel trieben sich nachts um die

Wohnwagen herum. Schließlich verwahrte er in seinem Wagen oft beträchtliche Summen, die erst am nächsten Tag zur Bank gebracht wurden. Manch einer, der sich das denken konnte, kam möglicherweise auf die Idee, deshalb einzubrechen. In seinem unmittelbaren Wohnbereich war Halbach – wenn er sich bedroht fühlte – bereit, rigoros von der Schußwaffe Gebrauch zu machen. Er war der Ansicht, daß ungebetene Gäste in einem abgeschlossenen Wohnwagen nichts zu suchen hatten.

Es klickte, als er den Hahn spannte.

Der rote Vorhang, der über die Verbindungstür gezogen war, um diese zu verbergen, bewegte sich leise.

Verbarg sich der Eindringling dahinter?

Halbach reagierte sofort. Blitzschnell riß er den Vorhang auseinander.

Aber da war niemand.

Schweiß perlte auf der Stirn des Mannes, als er zum Fenster und zur Wohnwagentür ging und beides überprüfte.

Sie waren verschlossen.

Es war niemand im Wagen.

Wie aber kam dann das Messer herein?

»Hanton!« entfuhr es Halbach halblaut. Der junge Einbrecher war durch eine Stichwaffe verletzt worden. Hatte er seinem Widersacher den Dolch entwinden können?

Nein, das konnte nicht sein.

Dann hätten sie es vorher bemerkt. Die Waffe war erst später in den Wohnwagen geschmuggelt worden.

Und das mußte einen Sinn haben…

Noch während er das dachte, hörte er auch schon das Motorengeräusch.

Ein einsamer Wagen kam auf dem steinigen Pfad zwischen den Buden und den geschlossenen, dunklen Karussells entlang.

Halbach löschte das Licht und spähte durch die Vorhänge nach draußen.

Ein Streifenfahrzeug der Polizei!

Die hellen Autoscheinwerfer rissen die Umgebung aus dem Dunkeln. Der Wagen hielt genau auf Halbachs Wohnwagen zu.

Wieso kam die Polizei hierher? Wer hatte sie alarmiert?

Das Auto stoppte vor dem Wohnwagen, und Halbach sah zwei Beamte, die sich dem Eingang näherten.

Sie kamen zu ihm!

Er konnte nicht mehr klar denken und stand da wie gelähmt.

Plötzlich erscholl lautes Klopfen an der Tür.

»Aufmachen! Polizei!«

Horst Halbach schluckte, verhielt sich noch einige Sekunden still

und blickte nervös in die Runde.

Die da draußen sollten ruhig denken, daß er erst wach werden müsse.

Wieder Klopfen, diesmal noch fordernder…

»Machen Sie auf, Mister Halbach! Wir wissen, daß Sie da sind. Wenn Sie nicht öffnen, schlagen wir die Tür ein…«

Diese Drohung war deutlich.

Halbach brummte etwas in seinen Bart und tat so, als würde er eben erst erwachen.

»Ja! Verdammt noch mal… Was ist denn los? Wer macht denn mitten in der Nacht einen solchen Krach?«

Wieder meldete sich die Stimme, daß die Polizei Einlaß begehre.

»Ja, Moment… ich komme…«

Der blutverschmierte Dolch lag auf dem Boden!

Sie durften ihn nicht sehen. Das würde unangenehme Folgen nach sich ziehen.

Er hatte nur einen Moment Zeit, sich zu entscheiden, und wurde dabei durch das Auftauchen seiner Frau, die durch das laute Klopfen aufgewacht war, noch gestört.

Horst Halbach ließ die blutverschmierte, vermeintliche Tatwaffe unter seinem Kopfkissen verschwinden und öffnete dann die Tür.

Er wirkte verschlafen.

»Was ist denn los?« wollte er wissen.

»Sie sind Mister Halbach?« vergewisserte sich der vordere Beamte, ein breitschultriger, athletischer Mann, der kaum durch den schmalen Eingang kam.

»Ja.«

»Dann sind Sie festgenommen…« Es ging so schnell, daß Halbach es erst begriff, als es schon geschehen war.

Handschellen schlossen sich klickend um seine Armgelenke.

Erika Halbach schrie auf. »Das muß ein Irrtum sein! Wer hat Sie gerufen?«

»Der Ermordete selbst!« lautete die lakonische Antwort.

Horst Halbach fiel die Kinnlade herunter. »Ich verstehe nicht… das alles muß ein Irrtum sein… Sie sprechen von einem Ermordeten…?«

»Richtig. Unsere Kollegen empfingen einen Notruf, und wir suchten umgehend die Adresse auf. Es war die Wohnung eines gewissen Roger Hanton. Er konnte uns sogar noch öffnen.«

»Natürlich! Er war nur leicht verletzt«, ließ der Schausteller sich übereilt vernehmen und bereute auch schon, seine Bemerkung im gleichen Augenblick.

»Ah, Sie geben also zu, daß Sie ihm eine Verletzung zugefügt haben?« fragte der Athletische sofort und drängte sich an Halbach vorbei in das Wohnwageninnere.

»Das habe ich nicht gesagt«, setzte der Deutsche sich zur Wehr.

»Aber immerhin wußten Sie davon. Roger Hanton wurde von mehreren Messerstichen getroffen. Er konnte uns noch – wie gesagt – in die Wohnung lassen und den Namen seines Mörders nennen. Denn brach er tot zusammen.«

»Aber… das alles stimmt nicht! Hanton war okay…«

»Jetzt lebt er jedenfalls nicht mehr.« Der breitschultrige Unformierte sah sich um, warf einen Blick unter das Bett, zog Schubladen auf und hob dann mit einer schnellen Bewegung das Kopfkissen.

»Sieh mal einer an«, entfuhr es dem, Beamten, und er war von seinem Fund offensichtlich selbst überrascht. »Ein Dolch… Nun sagen Sie nur, Sie hätten vor wenigen Minuten noch ein Steak geschnitten…«

»Ich kann alles erklären«, stieß Halbach blaß hervor, als er erkannte, in welcher Sackgasse er sich befand.

»Um so besser für sie«, bekam er zu hören. »Aber das alles brauchen Sie nicht mehr zu erzählen, sondern dem Captain von der Mordkommission. Sie sollten sich allerdings genau überlegen, was Sie ihm sagen. Und es wäre sicher gut, wenn Sie bis dahin einen hervorragenden Anwalt hätten…«

Er wickelte den Dolch in ein sauberes Taschentuch und nahm das Corpus delicti an sich.

Alle Unschuldsbeteuerungen waren zwecklos.

Auch der Hinweis Erika Halbachs, daß ihr Mann den ganzen Abend den Wohnwagen nicht verlassen hätte, nutzten nichts.

»Ich habe sogar einen Zeugen dafür«, entsann sie sich plötzlich. »Mister Mahay!«

Der Mann, von dem sie sprach, tauchte in diesem Moment wie ein Geist neben dem Wohnwagen auf.

Erika Halbach atmete erleichtert auf. »Er kann alles bezeugen… hat die ganze Geschichte mitbekommen…«

Sie wollte noch mehr sagen, aber sie unterließ es plötzlich, als hätte sie den Faden verloren.

Ranis Blick traf sie, und in diesem Blick lag soviel Wissen, soviel Verständnis, aber auch Warnung, daß sie abrupt abbrach.

»Wenn Sie etwas wissen, Mister«, meinte der athletische Beamte, »sollten Sie das natürlich mitteilen. Aber das können Sie morgen dann tun, im Headquarters. – Wir können im Augenblick nur das tun, was man uns aufgetragen hat: Einen Mörder festnehmen.«

Fassungslos blickte Erika Halbach den beiden Beamten nach, die ihren Mann abführten. Aber sie war erstaunlicherweise etwas ruhiger und schien begriffen zu haben, daß sie mit weiteren Ausführungen ihren Mann nur noch in größere Schwierigkeiten gebracht hätte, denn

das, was wirklich geschehen war, klang noch viel unwahrscheinlicher.

Rani Mahay hatte eingegriffen. Er, der Koloß von Bhutan, der in der offenen Arena eines Zirkus' einst wilde, ungezähmte Raubkatzen mit bloßem Willen unter Kontrolle hielt, wendete diese Gabe in besonderen Fällen auch bei Menschen an. Zum Beispiel, wenn ihm Gefahr drohte oder – wie im Fall von Mrs. Halbach – wenn durch deren Verhalten mehr Unheil angerichtet wurde als später wieder gutzumachen war.

Erika Halbach schluchzte, und Mahay tröstete sie.

»Das kann doch nicht sein«, sagte sie kaum hörbar. »Wieso sollte dieser Hanton behauptet haben, daß Horst ihn niedergestochen hat.«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Rani, und aus den Augenwinkeln nahm er wahr, daß noch jemand aufmerksam die nächtlichen Vorgänge hier um Halbach verfolgt hatte.

Björn Hellmark…

Der Herr von Marlos stand im Schatten der Bude, in der die Wachsfiguren untergebracht waren.

Rani und Björn hatten sich bewußt bei der Festnahme des Unschuldigen zurückgehalten, um ihm um so besser helfen zu können.

Irgendeine unheimliche Kraft schlug plan- und ziellos um sich.

Zuerst wirkte sie aus der »Wachsfigur« des Marquis heraus und griff Hanton an, verletzte ihn jedoch nur. Dann aber – schlug sie noch mal zu. Sie beeinflußte Hanton, so daß er kurz vor seinem Tod behauptete, der Mörder sei Horst Halbach, der Besitzer des Kabinetts. In der Zwischenzeit machte sich offensichtlich die gleiche Kraft noch in anderen Aktivitäten bemerkbar. So in der Gestalt des thailändischen Mönchs und in dem anderen Mönch, der noch nicht wieder in Erscheinung getreten war und dessen Untertauchen ihnen Kopfschmerzen bereitete.

»Wenn du mich fragst, was das alles soll«, machte Rani seinem besten Freund gegenüber seinem Herzen Luft, »kann ich dir keine Antwort darauf geben.«

»Deshalb frage ich erst gar nicht«, entgegnete Hellmark ernst. »Mir geht's wie dir. Einer – so scheint es – führt uns an der Nase herum. Die Kräfte, die wir bisher registriert und beobachtet haben, stammen mit großer Wahrscheinlichkeit von ein und demselben Verursacher. Er will uns verwirren, um dann um so wirksamer zuzuschlagen. Aber es gibt möglicherweise auch noch einen anderen Grund. Der Unsichtbare, mit dem wir es zu tun haben, ist verrückt. Ein schizophrener Dämon, der uns nacheinander fertigmachen will. Auf eine besonders unheimliche und unfaßbare Weise. Erst Danielle, dann die beiden Burschen auf dem Motorrad, als dritten Roger Hanton und jetzt Horst Halbach… für jeden einen ganz persönlichen Angriff. Wenn sich das fortsetzt, müßte jetzt eigentlich einer von uns an die Reihe

kommen.«

Seine Worte waren noch nicht verebbt, da vernahmen sie alle das leise, teuflische Kichern, das aus dem Dunkeln kam, und dessen Verursacher sie nicht wahrnehmen konnten.

*

Sie suchten wieder die Plätze auf, die sie verlassen hatten, als das mit Horst Halbach geschehen war.

Rani Mahay lag angezogen und mit offenen Augen auf dem Bett und starrte zur Decke.

Er dachte über die Ereignisse nach, als er wieder das leise Kichern vernahm.

Ruckartig richtete der Koloß von Bhutan sich auf. Seine Hand zuckte automatisch zum Lichtschalter, betätigte ihn aber dann doch nicht, weil das Lachen lauter wurde und höhnisch klang.

»Ob mit oder ohne Licht… du wirst mich nicht sehen, wenn ich es nicht will.«

Die Stimme klang gepreßt und bösartig.

»Warum zeigst du dich nicht?« reagierte Mahay sofort, der an Björns Worte von vorhin denken mußte.

Die vermutete Situation war da!

»Du hast mich bei meinem Wirken bereits gesehen. Das reicht.«

»Warum bist du gekommen?«

»Diese Frage gefällt mir schon besser«, tönte die Stimme aus dem Dunkeln. »Sie zeigt, daß du mitdenkst. Ich will dir einen Vorschlag unterbreiten.«

Ranis Augen befanden sich in ständiger Bewegung. Seine Augen hatten sich an die Dunkelheit im Innern des Wohnwagens gewöhnt.

»Und du glaubst, daß ich darauf eingehen werde?«

»O ja«, erwiderte die Stimme aus dem Unsichtbaren auf seine Bemerkung. »Ich bin da sehr sicher. Du hast gesehen, wozu ich fähig bin, nicht wahr?«

»Ja. Ich finde zwar alles ein bißchen kindisch…«

»Was findest du kindisch?« fiel ihm die Dämonenstimme ins Wort. »Du versuchst, mich zu beleidigen! Das aber wird dir nicht gelingen. Ich treffe die Entscheidungen.«

»Wer steht hinter dir?« Rani hielt den Dialog in Gang. Er nutzte die unerwartet eingetretene Lage.

»Ich tue, was ich will«, es klang beinahe trotzig, und Mahay mußte wieder an die Vermutung denken, die Björn Hellmark ausgesprochen hatte. Ein Wahnsinniger agierte! Die Kraft eines verrückten Dämons aus dem Reich der Finsternis… All die ungereimten Dinge bekamen nur auf diese Weise einen Sinn. »Ich habe dir Zeit gelassen, vieles zu

sehen und zu beobachten. Du hast dir ein Bild von meiner Macht machen können… Denke an die Puppen, die ich wieder lebendig machen kann.«

»Wieder?« dehnte Rani das Wort und erhob sich. »Was willst du damit sagen?«

»Sie haben alle mal gelebt«, sagte die Stimme zu ihm. »In ferner und in naher Zukunft… Ich habe meine Freude daran, mit ihnen zu spielen, sie tanzen zu lassen, wann es mir paßt, sie stillstehen zu lassen, wenn ich sie nicht mehr will… Ich kann aus jeder Zeit die Menschen holen, die jemals gelebt haben… Der Großvater des Mannes, der das Kabinett heute führt, war der einzige, der von mir wußte und sich meine Dienste zunutze machte.

Er bediente sich der Säule und wurde zum Fischer… Darunter kannst du dir nichts vorstellen, nicht wahr? Du wirst beides kennenlernen, vorausgesetzt, wir werden uns handelseinig.«

»Du lügst«, Rani Mahay stieg absichtlich in diese Härte ein. »Halbach selbst hat zugegeben, daß die Wachspuppen angefertigt wurden.«

Das leise Lachen kannte er schon. »Er konnte nicht anders. Ich habe es so gewollt. Mit meinem Willen hat er gesprochen… Du siehst, ich kann überall sein, wenn ich das will… Ich habe gewollt, daß die Tatwaffe in der Hand des Marquis erscheint… ich habe sie wieder verschwinden lassen… ich habe mit dieser Waffe dem verletzten Hanton die tödlichen Stiche zugefügt und ihm die Worte in den Mund gelegt, die der Polizei den entscheidenden Hinweis gaben. Ich habe die Tatwaffe in Halbachs Wagen transferiert und ihn in Mordverdacht gebracht.«

»Warum tust du das alles? Was für einen Sinn hat das Ganze?«

»Das Bewußtsein der Macht den Menschen gegenüber ist der Hauptantrieb… sie halten sich für unwiderstehlich und unbesiegbar… in Wirklichkeit aber sind sie alle nur Puppen in meinem Spiel. Ich stelle die Weichen, ich bestimme die Schicksale… alle, die im Kabinett als Sensation ausgestellt sind, könnte ich umgehend wieder dorthin zurückbringen, wohin sie gehören… in ihre Welt und ihre Eigenzeit… und im gleichen Augenblick würden sie wieder anfangen zu leben. Manchmal tue ich das auch. Ich bin ihr Meister, der Puppenspieler, der die Fäden der Marionetten zieht… Wenn du verhindern willst, daß die Frau, die du liebst auch zu einer solchen Marionette wird, dann…«

»Danielle! Was weißt du von ihr?« stieß Mahay erregt hervor.

»Alles. Ich kenne ihren derzeitigen Aufenthalt…«

»Wo ist das?«

»In der Vergangenheit, im Frankreich des Jahres 1792… Ich hätte sie auch in das finstere Mittelalter versetzen können…, denn auch da gab es schon die Säule… Es gibt sie schon, seit Rha-Ta-N'my noch

ihren Thron auf der Erde hatte… die Säule ist ein Relikt aus diesem Thron, der in der Zeit des Beginns und des Chaos' in einer barbarischen Welt zum Wallfahrtsort all derer wurde, die die Kraft des Bösen aus allernächster Nähe erleben wollten… Irgendwann in dieser fernen Zeit hat ein Eingeweihter von Rha-Ta-N'my die Säule als Geschenk erhalten. Von Generation zu Generation wurde sie weitergegeben. Immer wieder nur an Eingeweihte des Okkulten und der Schwarzen Magie. In den Kreisen der Dämonenanbeter war sie bekannt. Jeder Eingeweihte kannte ihre Wirkung. Die ›Säule‹ war einst ein dreidimensionales Gebilde. Das ist sie jedoch längst nicht mehr. Ihre Gestalt ist verschwunden. Geblieben ist die Erinnerung an sie. Und – die Formel. Wer sie spricht, für den erscheint die Säule, und das Netz streift durch die Zeiten und fängt denjenigen, die in einer anderen Zeitebene dann erstarren. Diese Starre währt solange, wie ich es will. Denn ich bin der Bewahrer des Geheimnisses.«

»Ich will mehr über Danielle wissen«, fiel Mahay der Dämonenstimme ins Wort. »Lebt sie? Geht es ihr gut?«

»Sie lebt noch… Das kann sich allerdings sehr schnell ändern. Die Zeiten sind gefährlich«, kicherte die Stimme. »Keiner weiß, was in der nächsten Minute sein wird.«

»Ich muß zu ihr.«

»Genau das ist der Punkt, den ich mit dir besprechen möchte. Ich werde dich zu ihr bringen, unter einer Bedingung…«

»Nenne sie mir!«

»Du bringst mir den Kopf des Mannes, den man – Björn Hellmark nennt…«

*

»Niemals!«

»Dann wird die Frau, die du liebst, sterben…«

Ranis Herz pochte wie rasend, und er meinte, das Echo seines Herzschlags aus allen Winkeln und Ecken des kleinen Wohnwagens wieder zu hören.

»Warte!« hörte er sich sagen, und man sah ihm an, welch gewaltigen inneren Kampf er ausfocht.

»Ja, was ist noch?«

»Woher weiß ich, daß du mir die Wahrheit sagst?«

»Du mußt sie mir schon glauben.«

»Das ist mir zu wenig.«

Einen Moment herrschte Schweigen. Dann meldete sich die Stimme des Unsichtbaren erneut. »Das heißt: du würdest auf meinen Plan eingehen, wenn du dich von dem, was ich dir gesagt habe, überzeugen könntest?«

»Unter Umständen… ja«, entgegnete der Inder zögernd. »Aber ich muß sicher sein, daß sie wirklich noch lebt…«

»Wenn du dich davon überzeugt hast, wirst du Hellmark – töten?«

»Wenn ich Danielle de Barteaulieé an einen sicheren Ort gebracht habe… ja.«

»Okay. Das sollst du haben«, sagte der Unsichtbare schnell und forderte Mahay auf, noch in dieser Minute hinüberzugehen in das Kabinett und die Strohhütte der Pygmäen-Familie zu betreten. Dorthin hatte der Unsichtbare auch Danielle gelockt, erfuhr er in diesen Minuten.

»Dein Freund soll – wenn du dich in die Hütte begibst – sich mindestens zehn Schritte entfernt von dort aufhalten. Er trägt etwas bei sich, das den Einsatz der ›Säule‹ riskant werden und fraglich erscheinen läßt. Der Kräftestrom, der die Zeiten überbrückt und einen störungsfreien Übergang ermöglicht, darf keinerlei Hindernissen ausgesetzt werden.

Wenn du heil in der Zeit ankommen willst, wo die Frau, deren Schicksal dir am Herzen liegt, sich aufhält, dann schalte alle Risikofaktoren aus. Am besten wäre es, du würdest deinen Freund sofort töten, ihm die Dämonenmaske entwenden und sie an einem fernen Ort vergraben oder noch besser verbrennen«, wies die Stimme lauernd darauf hin.

»Wenn ich Danielle in Sicherheit weiß, können wir über diese Dinge reden. Früher nicht.«

»Es hat keinen Sinn, mich hintergehen zu wollen«, ließ die Dämonenstimme sich warnend vernehmen. »Du wirst sie sehen und hierher zurückkehren – ohne sie. Das ist meine Sicherheit. In dem Moment, da Hellmarks Kopf rollt, werde ich die Entführte freilassen. Damit du's einfach hast, beschaffe ich sogar die Guillotine, und du kannst die Hinrichtung in dem Kabinett stattfinden lassen… Für die Beseitigung der Spuren garantiere ich… Du weißt, was du zu tun hast. Ich erwarte dich im Kabinett…«

Die letzten Worte klangen wie ein Hauch und wiesen darauf hin, daß das unsichtbare dämonische Geschöpf sich zurückgezogen hatte und das Gespräch als beendet betrachtete.

Rani Mahay stand sekundenlang mit gesenktem Haupt in der Mitte des kleinen dunklen Raumes, und verzweifelte Überlegungen gingen ihm durch den Kopf.

Die Nacht draußen war ruhig.

Alle Wohnwagen lagen in völliger Dunkelheit. Auf dem Platz befand sich kein Mensch.

Eine Minute nach dem Verschwinden des Unsichtbaren öffnete sich die Tür des Wohnwagens, in dem der Inder untergebracht war.

Rani Mahay kam die schmale Holztreppe herunter, die unter

seinem Gewicht ächzte.

Mit schleppenden Schritten überquerte er den Platz zwischen Wohnwagen und Panoptikum, in dem Björn Hellmark sich mitten unter Wachsfiguren befand, die in Wirklichkeit keine waren.

Mahay hatte einen Schlüssel bei sich, der ihm den Zugang zum Kabinett ermöglichte.

Er drückte die zweiflügelige Tür auf.

»Ich bin's Björn«, rief er in die Dunkelheit. »Kein Grund zur Aufregung…«

Während er das sagte, spielte ein harter, entschlossener Zug um seine Lippen.

Mahay wußte, daß es kein Zurück mehr gab.

Die Würfel waren gefallen, er hatte sich für Hellmarks Tod entschieden.

*

Die Vergangenheit!

Das dunkle, unterirdische Gewölbe irgendwo in einem Wald weit weg von Paris, inmitten der Wirren der Französischen Revolution…

Danielle de Barteaulieé hatte nur drei oder vier Sekunden, um etwas für ihre Rettung zu tun.

Sie rief ein Wort und streckte blitzschnell und in abwehrender Geste die Hand aus.

Die eingedrungenen Männer, die noch wenige Schritte von ihr entfernt waren, brüllten noch immer.

Eben noch vor Freude über die Entdeckung der schönen Frau – im nächsten Moment vor Wut und Schmerzen.

In vollem Lauf prallten sie gegen die unsichtbare Wand, die Danielle mit Hilfe ihrer Hexenkräfte hatte entstehen lassen.

Die Degen klirrten gegen die unsichtbare Wand.

Die Eindringlinge purzelten durcheinander. Zwei verletzten sich dabei.

Danielle nahm sich nicht die Zeit, das Durcheinander und Geschrei auf der anderen Seite der ›Mauer‹ zu beobachten.

Sie kümmerte sich um den Schwerverletzten, der röchelnd um Atem rang.

»Weg hier… keine Zeit mehr verlieren… Helfen Sie mir«, preßte Calvell mühsam hervor.

Aus eigener Kraft versuchte er auf die Beine zu kommen.

Danielle packte ihn unter den Schultern und richtete ihn auf.

Gleichzeitig setzte sie noch mal ihre Hexenkräfte ein, die dem Wohl des Schwerverletzten dienen sollten.

Sie nahm Calvell die heftigen Schmerzen und zog ihm den in den

Brustraum eingedrungenen Pfeil aus der Wunde.

Dann legte sie ihre Hand auf die blutende Stelle.

Der heftig sickernde Blutstrom versiegte.

Danielle verausgabte sich bis an die Grenzen der eigenen Erschöpfung und merkte, wie ihre Hände zu zittern anfingen.

Zu oft hatte sie ihre noch vorhandenen Kräfte während der letzten Stunden bemüht. Dann kam der Zusammenbruch dieser Kräfte.

Sie mußte einerseits die Trennwand aufrecht erhalten und gleichzeitig die Schwäche abbauen, die den greisen Körper des Alchimisten jenseits der Barriere des Todes zu treiben versuchte.

Calvell war überrascht über die Schmerzlosigkeit und über die Kraft, die ihn auf den Beinen hielt.

»Sie hat ihn wieder lebendig gemacht!« hörte sie den fassungslosen Aufschrei hinter sich. »Seht, wie der Alte rennt. Er macht gemeinsame Sache mit einer Hexe…«

»Haut alles kurz und klein!« rief eine andere Stimme. »Die beiden dürfen uns nicht entkommen.«

Genau das aber hatten sie vor.

Die Worte und Vermutungen trafen nur einen Teil der Wirklichkeit.

Ja, sie war eine Hexe. Aber eine in einem anderen Sinn, als der Schreier hinter ihr ahnen konnte.

Seit sie sich von Rha-Ta-N'my abgewendet hatte und ihre Kräfte zum Wohl Notleidender einsetzte, ging das auf Kosten ihrer eigenen Kraft, die sie nur durch Ruhe und Schlaf zurückgewinnen konnte. Davor aber waren ihre Hexenkräfte direkt aus dem Reich der Finsternis gespeist worden.

Zusammen mit dem Alchimisten taumelte sie wie in Trance durch das düstere Gewölbe, das nur von dem fernen, flackernden Licht der am Boden liegenden Fackel erhellt wurde.

»In das Verlies«, keuchte Calvell. »Dort, wo ich dich gefangenhielt… ich Narr! Und nun hast du mir das Leben gerettet. Was muß das für eine wunderbare, begehrenswerte Zeit sein, aus der du kommst! Dort, wo du lebst, gibt es keine Not und keine Angst mehr… keine Schmerzen… und keinen Tod.«

Irrtum, zuckte der Gedanke in Danielles Bewußtsein auf, aber sie sprach ihn nicht aus. Es gibt keine Zeit, in der es nur Licht und keinen Schatten gibt… Schmerz und Tod… sie existieren in meiner Eigenzeit wie in der deinen.

Es wurde schwarz vor ihren Augen.

Zu der Feuchtigkeit und Kälte, der sie seit ihrer Ankunft in dieser Zeit schutzlos ausgeliefert war, kam die allgemeine Schwäche hinzu, weil sie ihre Kräfte bis an den Grund ausgeschöpft hatte.

Das machte sich zuerst hinten im Korridor bemerkbar.

Die unsichtbare Wand wurde porös.

Danielle sah es nicht, aber an dem Freudengeschrei, das einsetzte, erkannte sie es. Die Verfolger waren ihnen wieder auf den Fersen, und sie waren überzeugt davon, daß sie es aus eigener Kraft, mit Hilfe ihrer Degen, Schwerter, Fäuste und Fußtritte geschafft hatten, die unsichtbare Wand zum Einsturz zu bringen.

»Ihnen nach!« erscholl der durch das Gewölbe geisternde Ruf. »Sie dürfen uns nicht entkommen. Sie wissen alles über die Verschwundenen…«

Danielle de Barteaulieé und der Alchimist erreichten die Nische, in der noch die Ketten lagen, die die junge Französin bei ihrem Erwachen nach der Entführung aus ihrer Eigenzeit getragen hatte.

»Hier!« Calvell warf sich mit aller Kraft gegen die Wand und war ausgepumpt, sein Atem flog. »Der Quader… in Augenhöhe… ist präpariert.«

Noch während er sprach, veränderte sich die Wand vor ihnen. Sie teilte sich in der Mitte. Das Ganze geschah mit gespenstischer Lautlosigkeit, als würde ein Vorhang zurückgezogen.

Hier waren magische Kräfte im Spiel!

Hinter der Wand lag ein schummriger, ovaler Raum. Es brannte keine Kerze, keine Öllampe und keine Fackel – und doch gähnte ihnen kein schwarzer Schlund entgegen.

Die Fliehenden ließen sich förmlich nach vorn fallen, Calvell machte nach Überschreiten der Grenze eine Kehrtwende und berührte erneut in Augenhöhe den Kontaktstein. Die Öffnung schloß sich ebenso geisterhaft leise wieder, wie sie entstanden war.

Doch das war noch nicht alles.

Die Luft war eisig kalt, und der grünliche Schein, der aus den kahlen Wänden sickerte, wirkte selbst wie gefrorener Nebel, von dem sie ein Teil wurden.

»Rha-Ta-N'my…«

Der Name klang wie eine Beschwörung aus Calvells Mund, und Danielle de Barteaulieé zuckte zusammen wie unter einem Peitschenschlag.

Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin wurde angerufen!

Sie war die wirkende Kraft, die die Brücke über die Zeiten schlug.

»Rha-Ta-N'my… Göttin aus dem Chaos, Mutter des anderen Lebens… reiche mir deine helfende Hand…«

Noch nie zuvor in ihrem Leben hatte Danielle de Barteaulieé eine ähnliche Umschreibung der Dämonengöttin vernommen, und sie bezweifelte auch, daß Calvell wußte, was er da sagte und wen er anrief. Er war Alchimist, allen Rätseln dieser Welt und dieser Zeit aufgeschlossen, und er bediente sich einer Formel, die er irgendwann gehört oder gelesen hatte.

In der grünlichen Luft entstand ein schattenhaftes Flimmern.

Das Gefühl einer unsagbaren Bedrohung war plötzlich da.

Danielle hätte sich am liebsten herumgeworfen und wäre nach draußen gelaufen.

Aber die grüne Luft hielt sie fest. Die Französin war darin eingeschlossen wie ein Insekt, das von einem Harztropfen umhüllt wird und sich von der gleichen Sekunde an nicht mehr bewegen kann.

Aus dem Flimmern wurde eine riesige Säule, die frappierende Ähnlichkeit mit einem aus zahllosen Knochen zusammengesetzten Totempfahl hatte.

Rings um den Totempfahl wurde der gefrorene, grüne Nebel aufgelost, und milchiger Dampf stieg rasend schnell, spiralförmig gedreht empor. Durch die Fliehkraft schien dieser Dampf wieder nach außen geschleudert zu werden und entwickelte sich zu einem großmaschigen Netz. Wie ein Schleier bewegte es sich in der Luft vor ihnen, schien durch die ›Säule‹ oder den ›Totempfahl‹, den Danielle darin sah, gespeist zu werden und nahm unglaubliche Dimensionen an.

Das Netz erfüllte den Raum vollends, erfaßte sie und blieb an ihnen haften wie klebriges Spinnengewebe.

Flieh, entwickelte sich mächtig der Gedanke in Danielles Hirn. Rha-Ta-N'my steckt dahinter… wo ihre Kraft wirkt, kann nichts Gutes entstehen.

Wie sollte die größte Feindin, die sie besaß, Interesse daran haben, ihr Leben zu erhalten?

Die Netze aber waren starker als ihr Wille und ihre Hexenkraft, die sie in ihrer letzten Verzweiflung noch in die Waagschale warf.

Doch nichts geschah.

Sie war mitten drin in den Ereignissen, die ihre eigene Gesetzmäßigkeit entwickelt hatten und die durch keine Kraft von außen her mehr beeinflußbar waren.

In dem Gewirr der Fäden sahen Danielle und der Alchimist zahlreiche Gestalten. Menschen aller Rassen und Zeiten. Da war ein Neandertaler, dort ein Orientale in Pluderhosen und Fez, der heftige Ruderbewegungen mit seinen fetten Armen vollführte, als schwimme er in der Luft.

Weit unter sich, ebenfalls im Netz, nahm Danielle flüchtig die Umrisse eines Wüstenbewohners wahr, an ihr vorbei glitt eine Gestalt in einer metallisch blinkenden Rüstung.

Hunderte von Menschen waren sekundenlang im Netz sichtbar. Und Danielle begriff. Dies alles waren Personen aus verschiedenen Zeiten, die irgendwann mal mit der rätselhaften dämonischen Kraft Bekanntschaft gemacht hatten. Wie oft passierte es auch heutzutage noch, daß ohne einen plausiblen Grund Menschen verschwanden, von

denen man nie wieder eine Spur entdeckte.

Vielleicht waren gerade sie es, die mit dem dämonischen Netz eingefangen und in eine andere Zeit geschleudert worden waren.

Das ›Panoptikum der Zeit‹… seltsam, daß sie gerade jetzt in diesem Augenblick an die Rummelplatz-Attraktion denken mußte. Das Kabinett war mehr als eine Attraktion… es war eine Falle. Vielleicht war manch einer hindurchgegangen und nicht mehr herausgekommen. So wie es ihr ergangen war…

Die Art der Bewegung kam ihr bekannt vor.

Und sie hatte gemeint, in der Strohhütte der Pygmäen-Familie mit einem stumpfen Gegenstand niedergeschlagen worden zu sein… Nein, es war die unglaubliche Beschleunigung irgendwohin in ein Nichts selbst, die diese Belastung auf den Organismus und damit vorübergehende Bewußtlosigkeit erzeugte.

Doch diesmal blieb sie wach.

Sie fühlte keinen Boden mehr unter den Füßen.

Wie von einer Riesenfaust wurde sie in eine unendliche Weite gerissen.

Hinüber… in eine ›andere‹ Zeit. In ihre Zeit… San Francisco… Das Innere des Panoptikums… war das ihr Ziel?

Sie hoffte es.

Dann ließ der unglaubliche Beschleunigungsdruck nach. Das Atmen fiel ihr wieder leichter, das Stechen in den Lungen ließ nach, das Brummen in ihrem Schädel aber ebbte nur langsam ab.

Der geheime Raum, in den der Alchimist sie geführt hatte, war nicht mehr zu sehen.

Der grüne Nebel war weg, ebenso das Netz. Nichts mehr zu sehen war auch von dem Totempfahl und den schemenhaften Gestalten.

»Calvell?« fragte sie wie betäubt.

Keine Antwort.

Der Alchimist war nicht in ihrer Nähe. Er war nicht mit ihr an diesen Ort angekommen. Die Wucht der entfalteten, Zeiten überbrückenden Dämonenkräfte hatte ihn woanders hingeschleudert! Irgendwo ins Unbekannte…

Aber auch sie war nicht da, wo sie den Beteuerungen Calvells eigentlich hätte ankommen müssen.

Dies war nicht das Innere des Kabinetts, nicht San Francisco… nicht die Zeit, in der sie lebte und leben wollte.

Ihre Füße berührten einen schwarzen, feuchten Felsen, der sturmumtobt war. Unvorstellbare Wassermassen prasselten in Sekunden auf sie nieder. Der Orkan toste, zerschnitt jaulend die Luft, und der Boden unter ihren Füßen wankte und schüttelte sich, als würde ein urwelthaftes Ungetüm sich aus der Tiefe erheben, um sie abzuwerfen.

Mit berstendem Krachen brach der Fels unter ihren Füßen.

Ein Erdbeben!

Der Stein platzte auseinander wie eine reife Frucht – und mit gellendem Aufschrei verschwand Danielle de Barteaulieé in dem Schlund der unbekannten Erde und Zeit, in der sie angekommen war…

*

Im Dunkeln vernahm er die Schritte. An ihnen erkannte er, daß es Rani Mahay war, der kam.

»Hallo, Rani«, sagte Björn. Er stand mitten zwischen den mannsgroßen, reglosen Gestalten.

Rani ließ erst jetzt eine Taschenlampe aufflammen.

»Mir ist etwas eingefallen«, murmelte er seltsam nachdenklich, während er den hölzernen Pfad entlang kam. »Ich habe die ganze Zeit darüber nachgegrübelt, Björn… In Gedanken bin ich noch mal den Weg zurückgegangen, den ich mit Danielle durch das Kabinett eingeschlagen habe. Sie war schon ziemlich am Ende mit der Besichtigung und stand in der Nähe einer Strohhütte mit einer Pygmäen-Familie davor… Ich muß immer wieder an diese Hütte denken, Björn… und während ich vorhin auf dem Bett lag, hatte ich plötzlich unbeschreiblich stark das Gefühl, noch mal in diese Hütte gehen zu müssen. Sofort… nicht erst warten… es war mehr als ein Gefühl. Es war – wie ein Ruf, ein Auftrag…«

Björn Hellmark stand dem Freund gegenüber. Bizarr und hart wirkten die Schatten der leblosen Gestalten, erhielten durch das Licht aus der Taschenlampe jedoch eine gespenstische Wirkung von Leben, als hielten sie nur den Atem an, um im nächsten Moment davonzugehen.

»Hast du eine Vorstellung davon, wer diesen Ruf ausgelöst haben könnte?« fragte der blonde Mann schnell.

»Ich habe einen Verdacht«, murmelte Rani. »Er hängt mit den Ereignissen zusammen, die wir heute abend in so schillernder Weise erleben konnten. Ich glaube – die Kraft steckt dahinter, die etwas von uns will… auch von mir das Gefühl, in die Hütte zu gehen, kommt von außerhalb, daran gibt es für mich keinen Zweifel mehr. Ich glaube, ich habe den Weg zu Danielle gefunden… er führt in die Hütte, aber nicht wieder heraus. Ich muß dich um einen großen Gefallen bitten, Björn.«

»Ich werde keinen Wunsch, der von dir kommt, abschlagen.«

»Dann muß ich dich jetzt bitten, mich allein zu lassen.«

»Rani?!«

»Ja. Es geht nicht anders. Ich kann den Weg nur allein gehen… es werden, wie mir zugetragen wurde, Kräfte dabei wach, die durch die

Nähe der Dämonenmaske zum Beispiel empfindlich gestört, wenn nicht gar zunichte gemacht würden.«

Hellmark nickte kaum merklich. »Es geht um mehr, als du mir anvertraust, Rani«, sagte er mit nachdenklichem Unterton in der Stimme. »Es ist kein natürlicher Weg, wenn du meine Hilfe zurückweist.«

»Ich werde sie dankbar annehmen, wenn der Augenblick dazu gekommen ist. Ich muß erst Sicherheit darüber haben, was aus Danielle geworden ist. Und der Weg dazu scheint zu bestehen, wenn dieses von außen an mich herangetragene Gefühl mich nicht trügt. Ich muß ihm nachgehen.«

Sie kannten sich zu lange, und jeder wußte, was er von dem anderen zu halten und zu erwarten hatte.

Björn blickte sich um. »Ich ahne, daß etwas anderes oder jemand anderer dahintersteckt. Das Ganze gehört mit zu den Vorgängen, die wir beobachtet und die bisher mehrere Menschen in Bann gezogen haben. Du bist frei in deinen Entscheidungen. Nichts Fremdes ist in dir, sonst würdest du die Nähe der Dämonenmaske nicht ertragen können. Ich vertraue dir, Rani.«

Mit diesen Worten zog sich Hellmark hinter die dunklen Trennwände zurück, während der Inder auf dem Dielenboden in entgegengesetzter Richtung ging. Er erreichte die Ecke, wo die ›Wachsfiguren‹ der Pygmäen und die Strohhütte standen.

Rani bot ein Bild äußerster Ruhe und höchster Konzentration.

Er wußte, daß ein entscheidender Moment angebrochen war.

Er schlug das dunkle Tuch zurück, das den Eingang der Hütte bedeckte.

Der Strahl der Taschenlampe stach breit und grell in das darin liegende Dunkel.

Die Hütte war vollkommen eingerichtet, mit Schlafstelle und einigen primitiven Regalen, in denen getöpferte Behälter standen. An der Wand hingen mehrere Schüsseln aus Aluminium und Blech.

Es gab nichts Besonderes in dieser Hütte. Und doch war da plötzlich etwas.

Ein heiseres Krächzen hörte man aus dem Unsichtbaren. Es war die Stimme des Dämons, der zu ihm Kontakt aufgenommen hatte.

»Rha-Ta-N'my… reiche mir deine hilfreiche Hand und führe mich hinüber in die Zeit, die mir vorschwebt.«

Die letzten Silben waren noch nicht verklungen, da veränderte sich schon die Atmosphäre um ihn.

Etwas Weißes erstand vor ihm und ragte empor wie eine zerfließende Säule.

Ein Totempfahl, aus Knochen geschaffen…

Ein Netz ging von ihm aus, das sich rasend schnell ausdehnte, als

würde der Pfahl sich blitzschnell drehen und das Netz nach außen werfen.

Auf Mahay zu!

Der Inder wurde eingefangen und verlor im gleichen Augenblick den Boden unter den Füßen. Ungeheurer Beschleunigungsdruck wurde auf ihn ausgeübt, daß ihm kurze Zeit der Atem wegblieb.

Der Druck wurde so intensiv, daß er glaubte, das Bewußtsein zu verlieren. Mit aller Willenskraft aber gelang es ihm, der aufkeimenden Schwäche Herr zu werden.

Er raste ins Nichts, hatte keinen Boden mehr unter den Füßen und war völlig eingehüllt in das klebrige Netz, das weich und schwammig und doch immens widerstandsfähig war. Es hielt die gewaltige Belastung der Beschleunigungskräfte aus.

Dann hörte die Bewegung ebenso abrupt auf, wie sie begonnen hatte.

Er stand auf festem Untergrund.

Die Umgebung hatte sich verändert. Aus dem Innern der Strohhütte war ein grobgemauertes, fensterloses Gewölbe geworden, in dem er sich wiederfand.

Hier sollte Danielle sein?

Verwirrt blickte er sich in der grünschimmernden Leere um.

Kälte kroch in seine Glieder, und er vernahm hinter einer Wand Rumoren und Stimmen. Ein Klopfen hörte sich an, als suche jemand verzweifelt nach einem Eingang oder – einem Ausweg.

Danielle! Das war Ranis erster Gedanke.

Er warf sich nach vorn und trommelte mit den Füßen gegen die Wand.

»Danielle!« rief er, so laut er konnte. »Wenn du Antwort geben kannst – dann tu es!«

Er preßte sein Ohr ans kalte Mauerwerk.

Die Geräusche waren die gleichen, ebenso die Stimmen. Das war nicht nur eine, das waren mehrere.

Auf der anderen Wandseite hielten sich Menschen auf.

Er wußte nicht, ob er den Mechanismus fand, als er mit seinen Händen verschiedene Quader abtastete, oder ob es von der anderen Seite ausgelöst wurde.

Die Wand vor ihm spaltete sich, völlig lautlos wie ein Vorhang…

Fackellicht flackerte. Matt schimmerten Degen. Verschwitzte Gestalten stürmten augenblicklich nach vorn, als der Spalt in der Wand weit genug offen stand.

Sie warfen sich Mahay entgegen, der geistesgegenwärtig reagierte, instinktiv die Gefahr erkennend.

Männer der Revolution! Die Zeit, in die der unbekannte, bisher namenlose Dämon ihn geführt hatte, stimmte. Aber Danielle war nicht

da. War sie auf der Suche nach einem möglichen Ausweg aus ihrem Dilemma – diesen wilden, mordenden Horden in die Hände gefallen?

Zeit darüber nachzudenken, bekam er nicht.

Er wurde augenblicklich von den Heranstürmenden angegriffen.

Mit einem Fußtritt beförderte Rani Mahay den ersten Angreifer durch die Luft. Einen zweiten erwischte er am Armgelenk und schleuderte ihn über sich hinweg.

Ein Pfeil, von einer Armbrust aus dem Hinterhalt abgeschossen, verfehlte ihn nur um Haaresbreite.

Der Schütze legte bereits den zweiten Pfeil ein, während Mahay mit zwei anderen Angreifern zu tun hatte. Mit dem Fuß schnickte er einen auf dem Boden liegenden Degen in die Höhe, packte ihn und parierte die Angriffe geschickt und schnell.

Die von ihm Niedergeschlagenen erholten sich wieder und rückten auf Rani zu.

Mahay hatte alle Hände voll zu tun, und als er erkannte, daß der Schütze mit der Armbrust sich von der Seite anschlich, entschloß er sich, jene Kraft einzusetzen, mit der er stets seine wilden, ungezähmten Raubtiere unter Kontrolle gehalten hatte.

Der Mann mit der Armbrust wich zurück, machte auf dem Absatz kehrt und lief durch die Wandöffnung nach draußen.

Die anderen Gegner reagierten plötzlich ebenfalls völlig verängstigt und verändert.

Sie machten kehrt und liefen wie von Furien gehetzt auf den Spalt zu und verschwanden in dem Korridor, der in das unterirdische Gewölbe führte.

»Was soll ich hier?« rief Mahay in die Runde, hielt den wippenden Degen noch in der Hand und blickte sich verzweifelt um. »Wo ist sie? Du hast versprochen, sie mir lebend zu zeigen. Was soll ich von unserer Abmachung halten, wenn du sie jetzt schon brichst?«

Das leise Kichern schälte sich aus dem Dunkeln und wurde zum höhnischen Lachen, das schaurig durch das Gewölbe hallte.

»Vielleicht ist es meine Art, nicht das zu halten, was ich verspreche… es ist mein Naturell… jedenfalls bist du mir auf den Leim gegangen, und das macht mich sehr glücklich…« Es setzte sein unheimliches, meckerndes Lachen fort.

»Wer bist du?« fragte Mahay mit belegter Stimme.

»Utosh«, hallte es klirrend aus der grünen, wie gefroren wirkenden Luft zurück.

»Melosh«, kicherte eine zweite Stimme, die mit der ersten jedoch noch eine gewisse Ähnlichkeit aufwies.

»Orsh«, meldete sich eine dritte, nicht minder höhnische Stimme. Sie klang so bösartig, so angriffslustig, daß es selbst dem Inder noch eiskalt den Rücken runterlief.

Utosh-Melosh-Orsh! Der dreiköpfige Lügengott, angeblich beheimatet in den Gefilden des Mikrokosmos…

Der Name dieses Dämons war ihm nicht unbekannt.

Er gehörte mit zu den großen Rätseln einer finsteren Hierarchie, die ihre Wurzeln in der tiefsten Vergangenheit und in allen Schichten der existierenden Dimensionen hatte.

»Du hast mir geglaubt… das hattest du nicht tun sollen«, meldete sich die erste Stimme des unsichtbaren Dämons wieder, der zum erstenmal handfest in die Geschicke von Menschen eingegriffen hatte.

Das hatte er sicher auch schon früher, aber da war er nicht als Verursacher erkannt worden.

Horst Halbachs Familie hatte schon lange mit ihm zu tun. Aber niemand war offensichtlich darüber informiert, mit welchem Partner er es in all den Jahren zu tun hatte.

Utosh-Melosh-Orsh, drei Wesen in einem. Eine schizophrene, dämonische Wesenheit, die sich jedoch auch jetzt noch nicht zeigte.

»Laß dich erkennen… wage den offenen Kampf«, preßte Mahay hervor. »Ich habe nichts mehr zu verlieren… ich erwürge dich mit bloßen Händen… Utosh-Melosh-Orsh! Wo bist du?«

»Direkt vor dir«, kicherte die Stimme, aus der teuflischer Triumph tönte. »Du brauchst nur deine Hände auszustrecken – und schon kannst du einen meiner Hälse packen.«

Mahay sprang nach vorn, griff ins Leere und taumelte in die grüne Nebelluft.

Er wurde ausgelacht. »Als ich dich hierher lockte, war ich noch der Meinung, du würdest auf die Frau stoßen, die vor dir hier ankam. Ich weiß allerdings, wo sie sich jetzt aufhält. Denn wo immer und wie immer das Netz der Säule die Brücke über die Zeiten spannt, kann ich seine Spuren verfolgen. Und diesen Spuren, Rani Mahay – wirst du jetzt folgen. Ihr sollt euch im letzten Augenblick eures Lebens noch mal sehen – und dann untergehen. Zusammen mit Xantilon, das eine so große Bedeutung für euer Leben hatte. Es soll auch eine Bedeutung in eurem Sterben haben. Und wenn ihr mit dem versinkenden Xantilon verschwunden seid, werde ich ein neues Spiel beginnen. Mit Björn Hellmark. Ich weiß noch nicht, wie ich ihn täusche, aber ich werde mir bestimmt etwas sehr Gutes einfallen lassen. Mit drei Köpfen denkt sich's besser…«

Er rief erneut die Beschwörungsformel, die die Brücke über die Zeiten schlug, mit der sich Menschen, Tiere und Gegenstände aus allen Zeitebenen entführen ließen. Im Kabinett Horst Halbachs hatte Utosh-Melosh-Orsh ein ideales Betätigungsfeld gefunden und mit Hilfe seiner unbestreitbaren geistigen Fähigkeiten auch die Halbachs selbst von Fall zu Fall beeinflußt. Er konnte Besitz ergreifen von Gegenständen und Menschen.

Mit der Säule kam das Netz, das ihn wieder umschlang und über die Zeiten hinwegtrug.

Er hörte ein Brausen, Tosen und Bersten, die Luft um ihn herum veränderte sich erneut.

Wie ein Fanal stieg die Knochensäule vor ihm empor, während unter ihm ein gewaltiges Felsstück auseinanderplatzte.

Das Netz ließ ihn los, und er stürzte dem Schlund entgegen, dem sich wie ein fallender Stein bereits ein anderer Körper näherte.

Er erkannte ihn.

»Danielle!« brach der Aufschrei aus seinem Mund.

*

Er ruderte mit Armen und Beinen, um seinen eigenen Fall zu beschleunigen, als wolle er so schnell wie möglich an der Seite der geliebten Partnerin sein, ohne ihr jedoch noch helfen zu können.

Danielle de Barteaulieé, die weiße Hexe, befand sich in einer Extremsituation, die es ihr nicht mehr ermöglichte, ihre magischen Kräfte einzusetzen.

Sie war erstens erschöpft, und zweitens schien die Macht des wahnsinnigen Dämons ihr zuzusetzen, um sie am Einsatz dieser Kräfte zu hindern.

Utosh-Melosh-Orsh, der irgendwo im Unsichtbaren den Sturz in den brüllenden Erdschlund beobachtete, lachte höhnisch.

Wie Höllengelächter klang es aus allen Winkeln und Ecken. Es kam aus dem aufgewühlten Himmel, dem weit aufschwingenden Netz und der Knochensäule.

Der Dämon, der sich als Utosh-Melosh-Orsh zu erkennen gegeben hatte, genoß seinen Triumph. So übersah er das, was da ankam.

Aus dem schwarzen, wirbelnden Himmel schälte sich oberhalb der riesigen Säule eine feuerspeiende Plattform, auf die Hunderte von Türmen aller Art standen und sich gewaltige, pittoresk anzusehende Brücken spannten.

Gigantopolis, die Fliegende Stadt tauchte aus dem Nichts.

*

Wie eine Offenbarung thronte sie flammenumhüllt über der Knochensäule mit dem wehenden Netz.

Die Flammenzungen erreichten das klebrige Gebilde, konnten es aber nicht zerstören.

Die Fliegende Stadt jagte schräg wie ein abstürzender Diskus auf die abbrechende Spitze der versinkenden Insel zu, die von gewaltigen Beben erschüttert wurde.

Unten war der schwarze Felsen, in dessen Schlund Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé stürzten, darüber sah man die bleichen Umrisse der Knochensäule und des Netzes – und darüber wiederum die riesige Stadt auf der Plattform.

Vor dem weitgeöffneten Haupttor stand ein Mann.

Er trug die Dämonenmaske.

Das bleiche Licht der Knochensäule wurde schlagartig fahler, das Netz fiel auseinander wie Teile aus einem Puzzle, das von unsichtbarer Hand heftig geschüttelt wurde.

Die Dämonenmaske wirkte auf Säule und Netz, die lautlos versanken.

Eine Kraft, die mit der Stadt auf der Plattform gekommen war, wirkte sich in der gleichen Sekunde auf die beiden stürzenden Körper aus.

Nicht der Mann mit der Dämonenmaske konnte das bewirken, was mit Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé geschah.

Es war eine andere Kraft.

Sie bremste den Sturz in die Tiefe, erfaßte die beiden wie Steine fallenden Körper und zog sie langsam auf ein unsichtbares Feld.

Danielle de Barteaulieé und der Inder schwebten der Stadt entgegen.

Auf den Zinnen des Tores hockte ein Winzling, der weder Tier noch Mensch war und doch von jedem etwas besaß.

Er war etwa so groß wie ein Rabe, hatte Arme und Beine wie ein Mensch, runde, hervorquellende Augen, die ihm etwas Schildkrötenartiges verliehen und zwischen den Schulterblättern ein zusammengefaltetes Flügelpaar. Auf seinem kahlen Kopf prangten elf dunkle Noppen, von denen er drei teleskopartig ausgefahren hatte.

Das war Whiss!

Die außergewöhnlichen Kräfte, die er zur Rettung des Paares einsetzte, wurden durch die »Antennen« auf seinem Kopf bewirkt. Whiss verfügte über eine reiche Palette parapsychologischer Anlagen.

Mit seinem Geist erstellte er das Kraftfeld und zog Danielle und Rani auf die schrägliegende Plattform.

Rani gewann als erster festen Boden unter den Füßen, griff nach der Französin und zog sie an sich.

»Das alles… ist ein Traum… nicht wahr?« kam es stockend über die Lippen der erschöpften Frau, die sich aus eigener Kraft kaum auf den Beinen halten konnte. »Wunschdenken… es kann nicht wahr sein… Rani, sag’, daß es nicht wahr ist.«

»Es ist wahr!« strahlte er, während er sie um die Hüften packte und herumschleuderte, daß ihr schwindlig wurde. »Sei froh, daß es Wirklichkeit und kein Traum ist…«, rief er freudig und gebärdete sich wie ein großer Junge. »Ich hab fast selbst nicht mehr damit

gerechnet.«

»Aber wieso… ich begreife nicht… Wie konntest du?«

Er verschloß ihre Lippen mit einem Kuß.

Macabros, der die Dämonenmaske noch immer trug, trat an sie heran.

»Kommt in die Stadt, in den Palast…«, sagte er schnell. »Für Erklärungen haben wir nachher noch Zeit… Den Knochen-Totem und das Netz scheint es durch die Nähe der Dämonenmaske erwischt zu haben… Was mit Utosh-Melosh-Orsh ist, weiß ich noch nicht. Sein Triumphgeheul ist versiegt, aber das braucht nichts zu bedeuten…«

Sie eilten in die Stadt.

Whiss pfiff vor Freude, machte einen Salto mortale in der Luft über ihren Köpfen und fegte mit hohem Tempo auf den Palast zu.

Dort hielt sich Björn Hellmark auf.

Er saß auf dem goldfarbenen, von Blüten und Blättern umrankten Thron.

Durch ihn steuerte er die rätselhafte Stadt, die ihm zum Geschenk gemacht worden war und die die Fähigkeit hatte, die Zeiten zu überbrücken. Mit ihr konnte er von der Gegenwart seiner Zeitebene aus jeden Punkt der Vergangenheit erreichen.

Daß es ausgerechnet die traurigste Stunde Xantilons sein würde, zu der er noch mal würde eilen müssen, hätte er auch nicht so schnell gedacht.

Björn löste seinen Zweitkörper auf, mit dem er die Säule und das Netz Utosh-Melosh-Orsh vertrieben hatte.

»Es geht zurück«, sagte er. »Ich muß wissen, ob er noch etwas anrichten kann.«

Die Fliegende Stadt folgte dem Willen des Mannes, der ihr Herr war.

Gigantopolis stieg empor, verlor sich in dem schwarzen Himmel, und die Umrisse der gigantischen Plattform wurden schemenhaft…

*

Die ›Säule‹ Rha-Ta-N'mys und das Netz waren noch auf Ort und Zeit ausgerichtet, die Utosh-Melosh-Orsh, der dreiköpfige und offensichtlich geistesgestörte Lügengott zuletzt mit seiner Gegenwart erfüllte.

Das ›Panoptikum der Zeiten‹, wie Horst Halbach seine Rummelplatz-Attraktion sinnigerweise nannte, war die Zentrale der Kraft, in der Utosh-Melosh-Orsh sich am meisten aufgehalten hatte.

Dorthin kehrten die Ausläufer der Säule und des Netzes zurück.

Beide waren schwer angeschlagen.

Knochen-Totem und Netz glitten zerfleischend und

auseinanderfallend an den Ort und in die Zeit zurück, wo die Entführten der Zeit standen.

Die breiten Maschen wehten wie fahler Staub durch das stockfinstere Kabinett.

Der Platz, an dem Björn Hellmark vorhin noch gesessen und gewartet hatte, war nun verwaist.

Außer den ›Wächsernen‹ hielt sich niemand in dem Kabinett auf.

So gab es auch keine Augenzeugen von dem, was sich in finsterer Nacht ereignete, mitten zwischen Hunderten von Menschen, die in ihren Wohnwagen schliefen.

Die dämonische Kraft, mit der die Entführten aus anderen Zeitebenen und Generationen in Berührung gekommen waren, besaß auch im Augenblick der Auflösung noch eine untrennbare Affinität zu ihnen.

Säule und Netz bestanden aus dämonischer Substanz. Diese war stets angreifbar durch die Dämonenmaske.

Nur kurz hatte diese Kraft einwirken können. Und so war es nicht zu einer sofortigen und umfassenden Zerstörung gekommen. Der Zersetzungsprozeß ging langsam, aber unaufhaltsam vonstatten.

Die Säule sackte zusammen und löste sich in große, lappenartige Gebilde auf, die wie gespenstische Flundern durch das nächtliche Panoptikum schwebten.

Die Maschen des Netzes waren wie Mäuler, die sich auf die verschiedensten Gestalten stürzten.

Da war der Marquis Jean de Brelle… In dem Moment, als die verwehenden, morbiden Schleier ihn erreichten, erwachte er zu gespenstischem Leben.

Das, was sonst immer so schnell über die Bühne gegangen war – nämlich der Wechsel von einer Zeit in die andere – spielte sich nun zeitlupenhaft langsam ab.

Der Marquis schwebte durch das nächtliche Kabinett und ruderte mit Armen und Beinen wie jemand, der an hauchdünnen aber kraftvollen Nylonfaden hängt, um den Eindruck zu erwecken, durch die Luft zu fliegen.

Er glitt der Ecke entgegen, in der die Strohhütte sich befand.

In ihrem Innern waren die Spuren des Übergangs verankert. Vergehende Säule und Netz wurden von einem Zentralpunkt angezogen, der von dem geistesgestörten Dämon eingerichtet worden war.

Der Marquis verschwand dort im Nichts, als hätte es ihn nie gegeben.

Nicht anders erging es den anderen ›Wachsfiguren‹.

Die Pygmäen-Familie, die vor der Strohhütte stand, wurde als nächstes gepackt. Sie stammte aus dem fernen Afrika und war dort im

Jahr 1843 verschwunden. Bei der Berührung des Netzes verloren diese Menschen ihre steinerne Starre und wurden durch den Strom der Zeit zurückgetragen.

So erging es den meisten anderen, aber nicht allen…

Viele wurden in eine andere Zeitebene versetzt und tauchten dort als Fremde oder Verfolgte unter.

Susan Kellys Großvater ›Grandpa Bill‹, wurde von dem zerfallenden Netz, das von einem mächtigen Geist beseelt schien, noch gepackt und in eine zurückliegende Zeit versetzt.

Utosh-Melosh-Orsh, der dreiköpfige Lügengott, hatte seinerzeit sein grausames Spiel auch mit ihm getrieben, ihn aus dem Einhandsegler entfernt und irgendwohin in eine andere Zeit versetzt. Später dann, als Utosh-Melosh-Orsh geistigen Einfluß auf Großvater und Vater des jetzigen Schaustellers Horst Halbach nahm, war ›Grandpa Bill‹ kurzerhand ein Ausstellungsstück im Panoptikum der Zeiten< geworden.

Dort war die Endstation für die Opfer, dort wurden sie zu ›Wachsfiguren‹, die nicht mehr lebten und doch nicht tot waren!

Ihre Sinne waren erloschen, und der magische Schlaf, in den sie gefallen waren, verschwand nur, wenn Utosh-Melosh-Orsh sie mit dem Netz des knöchernen Totems sie daraus zurückholte.

Dies geschah gegen seinen Willen.

›Grandpa Bill‹ kam in der zurückliegenden Zeit mitten auf See auf seinem Boot an und setzte seine Reise fort.

Nur wenige Figuren aus dem Kabinett wurden von Rha-Ta-N’mys Zeitnetz nicht mehr erfaßt.

Die letzte, die in die Maschen geriet, war Susan Kelly aus Utrecht.

*

Gigantopolis, die Fliegende Stadt, materialisierte in der Bucht, wo sie immer lag.

Björn Hellmark und Rani Mahay warteten den Übergang noch ab – und ›sprangen‹ dann beide in das Kabinett zurück, in dem sie sich zuletzt getrennt hatten.

Noch jemand kam mit. Whiss…

Gemeinsam tauchten sie unbemerkt dort auf.

Hellmark trug noch immer die Dämonenmaske, und so erschien er auch mit seinem Doppelkörper dort.

Die letzten verwehenden Schleier, die wie fahles Gespinst matt und krank durch die Luft wehten, lösten sich auf.

»Sie sind verschwunden«, entfuhr es Mahay.

»Ich habe es mir fast gedacht«, murmelte Hellmark.

Nur noch drei Figuren waren in dem Kabinett zurückgeblieben. Ein

spanischer Edelmann, eine Bauersfrau und ein Indianerhäuptling, der sich abwesend eine Pfeife stopfte.

Keiner der Ankömmlinge hatte das Gefühl, daß die Kraft, die sich seither in dieser Region bemerkbar machte, noch vorhanden war.

»Utosh-Melosh-Orsh«, murmelte Björn Hellmark, nachdem er mit der Dämonenmaske auf dem Kopf seinen Rundgang durch das nächtliche Kabinett abgeschlossen hatte. »Er ist verschwunden… aber ob die Dämonenmaske ihn empfindlich getroffen oder ob er ›nur‹ die Flucht in eine andere Dimension angetreten hat – das wissen wir leider nicht. Vorerst jedenfalls hat er diesen Wirkungsbereich aufgegeben. Säule und Netz wurden zerstört, und damit möglicherweise ein wichtiger Lebensnerv des schizophrenen Dämons, vielleicht auch das Hauptgebiet, auf dem er sich bewegen konnte. Diese Fragen werden wohl vorerst unbeantwortet bleiben, und wir müssen abwarten, was die Zukunft bringt.

Packen wir das Naheliegende an!

Das ist vor allen Dingen Danielle, die wissen will, wie es zu ihrer erstaunlichen Rettung in letzter Sekunde gekommen ist, und dann ist da noch ein gewisser Horst Halbach, der unberechtigt unter Mordverdacht steht. Hier muß für die Männer, die ihm an den Kragen wollen, einiges zurecht gerückt werden.«

Sie kehrten auf die Insel zurück.

Dort wurden sie von allen anderen Bewohnern, die sich inzwischen der ermatteten Danielle de Barteaulieé angenommen hatten, empfangen.

Da erfuhr die junge Französin auch, was sich Björn und Rani hatten einfallen lassen, um den Dämon im Unsichtbaren zu überlisten.

»Das ist schnell erzählt«, berichtete der Inder. »Nachdem ich das Angebot des Wahnwitzigen – Danielles Leben gegen das Björns einzutauschen – angenommen hatte, zog sich der Unsichtbare zurück. Ich hielt mich noch im Wohnwagen auf. Ich hatte eine halbe Minute Zeit, einen Plan zu fassen. Es begann damit, daß ich mich auf dem Weg zum Ausgang nach Marlos versetzte und in Gedanken nach Whiss rief. Zum Glück war er in der Nähe, und Telepathie ist – ebenfalls zum Glück – ein Teil seiner hervorragenden Merkmale…«

Bei diesen Worten sah er Whiss an. Der kleine Kerl, der auf seiner rechten Schulter hockte, beugte sich nach vorn und stemmte die Hände in die Hüften.

»Wieso – ›hervorragend‹?« maulte er. »Wenn etwas bei mir hervorragt, dann sind es meine Para-Antennen.«

»Und die Augen, altes Haus«, fiel Mahay ihm ins Wort, »die darfst du nicht vergessen. Außerdem muß ich feststellen, daß du noch immer deine Schwierigkeiten mit der menschlichen Sprache hast. ›Hervorragend‹ kann man auch sagen, wenn man etwas für

außergewöhnlich und bemerkenswert, für erstaunlich und sehr gut findet.«

»Und warum verwendest du dann nicht einen dieser Begriffe?«

»Werd' ich dir später erzählen!... Jetzt müssen wir erst Danielles Neugier stillen… Alles, was ich erlebt hatte und was ich beabsichtigte, bat ich ihn, umgehend meinem Bewußtsein zu entnehmen. Whiss wurde, ohne daß Utosh-Melosh-Orsh es bemerkte, mein erster Vertrauter.

Dann mußte Björn noch Bescheid wissen. Ich spielte ihm meine Rolle vor, nachdem ich den Wohnwagen verlassen hatte.

Aber ich war nicht allein mit ihm im Kabinett. Whiss war in der Zwischenzeit in das Panoptikum teleportiert und teilte seinerzeit Björn den Plan mit. So ging Hellmark auf meinen Vorschlag ein, weil er wußte, was ich in Wirklichkeit im Schild führte.

So waren wir also schon drei, die Bescheid wußten. Aber damit anfangen konnten wir vorerst alle nichts. Keinem von uns war bekannt, wohin der verrückte Dämon mich bringen würde. Das mußte ausgekundschaftet werden. Und dafür war wiederum unser Whiss der Richtige.«

»Ich bin immer der Richtige«, ließ der kleine Kerl sich unbescheiden vernehmen.

»Er kannte den Ausgangspunkt des Unternehmens – und konnte sich darauf einstellen«, fuhr Mahay fort. »Nach Björns Unterrichtung versetzte er sich in den Keller der Madame Fraque, wo nach wie vor unser Zugang zum Zwischenreich und Para-Feld besteht, zu dem Whiss eine besondere Beziehung hat. Mit der Hilfe des gigantischen geistigen Gebildes war es ihm schon möglich, Molochos' Pläne zu durchkreuzen und Carminias und Björns Gefangenschaft im Ewigkeits-Gefängnis zu beenden… Whiss suchte dieses Para-Feld auf und konzentrierte sich gemeinsam mit dieser universellen Kraft auf das Innere der Strohhütte, in die der Dämon mich geschickt hatte.

Aus dem Zwischenreich heraus verfolgte Whiss im Para-Feld den Übergang. Einer geistigen Größe, die alle Räume und Zeiten durchforsten kann, konnten – so waren wir überzeugt – auch die Vorgänge im Bereich dieser Gegenwart und der verschiedenen Vergangenheits-Ebenen nicht entgehen. Unsere Rechnung ging auf. Whiss verfolgte meinen Weg und als dieser – scheinbar am Tag des Untergangs der Insel Xantilon – zusammen mit dir enden sollte, kehrte er augenblicklich nach Marlos und in den Palast von Gigantopolis zurück, wo Björn bereits wartete, um Whiss' Erkenntnisse in die Tat umzusetzen.«

»Ja, jetzt verstehe ich alles«, nickte Danielle abwesend. »Whiss konnte Raum und Zeit mitteilen, und da das Geschehen in der Vergangenheit lag, konnte Björn augenblicklich mit Gigantopolis

dorthin reisen…« Sie seufzte und fiel Rani in die Arme. »Was hattest du getan, wenn Utosh-Melosh-Orsh das ganze grausame Spiel in die Zukunft verlegt hätte?«

»Darüber, Danielle, wollen wir lieber in diesem Moment nicht nachdenken«, fiel Hellmark lächelnd ein.

Whiss war da anderer Ansicht. »Man sollte immer auf alles vorbereitet sein«, erklärte er in belehrendem Ton. »Computer programmiert man, damit man jederzeit zum richtigen Zeitpunkt die perfekte Mitteilung erhält… Ich werde in meinem Para-Feld mal dem Problem auf den Zahn fühlen…«

Ehe jemand etwas darauf erwidern oder ihn zurückhalten konnte, war er schon verschwunden.

»Hier auf Marlos geht immer alles ziemlich schnell«, meinte Mahay. »Selbst wer sich regelmäßig hier aufhält, wird immer wieder davon überrascht.«

Er nahm Danielle auf die Arme und trug sie zu ihrer Blockhütte.

Der jungen Französin waren im Stehen vor Erschöpfung und Müdigkeit die Augen zugefallen…

*

Die Frau stand im Hausflur und blickte sich verwundert um.

Einen Moment wußte sie nicht, wie sie hierher kam und was sie wollte.

Für einige Sekunden zögerte sie, dann ging sie über die Treppe nach unten.

Strahlend blauer Himmel empfing sie.

Der Tag in Amsterdam und Scheveningen würde bestimmt schön werden.

Susan Kelly freute sich darauf.

Sie war verwundert, vor dem Haus nicht wie abgesprochen den Wagen ihrer Freundin Grit Boerhave zu erblicken.

Aber vom Balkon aus hätte sie doch das Auto deutlich gesehen! War Grit noch mal weggefahren?

Fünf Minuten ging sie die Straße auf und ab, die für die Tageszeit und dafür, daß es Sonntag war, stark belebt schien.

Susan Kelly kehrte schließlich verwirrt in ihre Wohnung zurück.

Die alleinstehende Frau rief sofort ihre Freundin an.

»Ja, Boerhave«, meldete sich nach dreimaligem Läuten die Stimme am anderen Ende.

»Hallo, Grit!«

»Susan!« Der überraschte Aufschrei hallte aus dem Hörer. »Wo kommst du denn her? Wo bist du jetzt?« Grit Boerhaves Stimme überschlug sich.

»Zu Hause – und warte auf dich. Wir wollten doch nach Amsterdam und Scheveningen, nicht wahr?«

»Ja… ja, schon«, stotterte die Frau am anderen Ende der Strippe. »Aber – das war doch gestern, Susan.«

*

Der Anruf brachte den Stein ins Rollen und der Polizeidienststelle, die den Fall bearbeitete, wieder Arbeit.

Susan Kelly konnte für ihre vierundzwanzigstündige Abwesenheit keine Erklärung geben. So nahm man an, daß die junge Frau kurzfristig ihr Gedächtnis verloren hatte und ziellos durch die Stadt geirrt war.

»Solche Dinge kommen öfter vor, als man denkt«, bemerkte der Sachbearbeiter.

»Hoffentlich passiert so etwas nicht wieder«, murmelte Susan Kelly, nachdem sie alles hinter sich hatte.

Es geschah nicht wieder. Sie erfuhr aber auch nie die Wahrheit, was wirklich gewesen war.

Ach Horst Halbach, für den das unheimliche Spiel des wahnsinnigen Dämons einigermaßen glimpflich ausging, erfuhr nie die Hintergründe.

Er wurde entlassen, als man feststellte, daß er der Täter nicht gewesen sein konnte.

Zwar befanden sich auf dem Griff der Waffe Fingerabdrücke von ihm, aber die waren darauf gekommen, als er in seiner ersten Angst den Dolch unter dem Kopfkissen verschwinden ließ. Bei der Untersuchung der Waffe stellte man einen merkwürdigen Umstand fest. Fingerabdrucke von – Roger Hanton! Bei der Rekonstruktion kam man zu dem Schluß, daß Hanton offensichtlich mit der Waffe selbst auf sich eingestochen hatte und dann die Polizei informierte und behauptete, von Halbach angefallen worden zu sein. Warum er das getan hatte, kam nie heraus.

Im Zusammenhang mit diesen Dingen blieb vieles rätselhaft.

Ein Rätsel blieb auch die ›Wachsfigur‹ eines Mönches in einer Kutte, den man mitten in San Francisco entdeckte. Wie er dorthin gekommen war, wußte niemand.

Die Polizei nahm an, daß es eine der Puppen war, die unbekannte Täter beim Ausrauben des Kabinetts »verloren hatten. Die anderen ›Wachsfiguren‹ blieben verschollen.

Horst Halbach hatte kurze Zeit später ein inhaltsschweres Gespräch mit Björn Hellmark und erfuhr, daß mit dem Wiederauftauchen seiner Puppen nicht zu rechnen war.

Der Schausteller schöpfte aus diesem Gespräch neue Kraft und ließ

seinen ersten Gedanken wieder fallen, das Kabinett aufzugeben.

Er arbeitete Tag und Nacht und stellte – Wachspuppen her, um das ›Panoptikum der Zeiten‹ weiterzuführen. Echte Wachsfiguren, die keine Marionetten eines wahnsinnigen Dämons mehr waren…

ENDE